



auftrag

August 1987

166

● **auftrag**

August 1987

Heft 166 — 27. Jahrgang

3	Der Heilige Vater in Deutschland — 1987	
4	Was bedeutet Seligsprechung?	M. H.
7	Im Vorfeld des Papstbesuches	M. H.
8	Der Papst in Köln	Norbert von Poblitzki
9	In und um Köln	W. K.
11	Der Heilige Vater zu Besuch in Köln	Hans-Dieter Vogels
12	Edith Stein — ein große Frau	Wilhelm Lehmkämpfer
17	Edith Stein, die Jüdin, die ins Kloster ging	Arthur Schopf
19	Stapelfeld — München — Gedanken	H. F.
21	Pater Rupert Mayer SJ — Militärseelsorger —	Wolfgang Weise
25	Mit frommen Worten ist es nicht getan...	Helmuth Fettweis
28	<i>Der Gottesdienst</i>	
	<i>Seligsprechung</i>	
31	<i>Die Predigt</i>	
37	<i>Nachgedanken</i>	
38	Der Männerapostel Pater Rupert Mayer	Arthur Schopf
39	Aus der weiten Welt	
	Santiago de Chile	P. Eduardo Cano
43	Kirche in Portugal	Wilhelm Lehmkämpfer
51	Togo — Dem Menschen dienen	Sepp Prenzl
56	Presse — Medien — Information	
	Papst fordert ganzheitliche Schau des Menschen	Elke A. Fettweis
58	Information — Formgebung, eine bleibende Aufgabe militärischer Gestaltung	Ernst J. Nagel
65	Kirche	
	Herkunft und Zukunft organisierten Laienapostolats	Friedrich Kronenberg
72	Krankenwallfahrt	Annelore Trost
75	Aus GKS und PGR	
	Neuenahr-Ahrweiler	Peter Groß
	Trostberg	we.
76	Passau — Freyung — Regen — Pocking	Eduard Kufner
78	Fürstenfeldbruck	Ute Daumann
79	Passau — Freyung — Regen — Pocking	Eduard Kufner
81	Bonn	H. F.

Der Heilige Vater in Deutschland — 1987

Liebe Leserinnen und Leser!

Da der Bundesvorstand der GKS beschlossen hat, in Zukunft keine Doppelhefte mehr zu erstellen und auch die Hefte auftrag im Umfang auf ca. 90 Seiten zu beschränken, mußte das Heft von Stapelfeld (27. Woche der Begegnung) von diesem Heft, der Berichterstattung über den Papstbesuch mit den Seligsprechungen der Karmelitin Edith Stein (in Köln) und des Jesuitenpaters Rupert Mayer (in München) getrennt werden.

Da eine ungeahnte Fülle an Material vorliegt, fällt diese Trennung nicht allzu schwer.

Dennoch soll versucht werden, nur Wichtiges in Kürze auszusagen. Das ist jedoch nicht leicht. Sie werden es an den verschiedenen Beiträgen selbst feststellen. Dieser Papstbesuch war anders. Er hat zweifellos nicht soviel Menschen auf die Straßen gebracht — ein Grund ist, daß man das Geschehen besser am Fernseher verfolgen konnte als aus der 200. oder 300. Reihe eines aufgeweichten Flugfeldes —, aber verfolgt wurde das Ereignis in sehr breiter Weise. Eine Beobachtung: In einem Hotel, in dem ich zu einer anderen Tagung weilte, hörte ich auf die Frage eines Herren, warum ein älteres Ehepaar am Nachbartisch nicht am nachmittäglichen Ausflug teilgenommen habe, die Antwort: „Wir wollten doch wenigstens etwas vom Papst sehen“. Und es waren nicht Leute, die man als Kirchgänger einstufen konnte. Damit wird auch klar, daß eine solche Reise eine Wirkung haben kann, die weit über den pastoralen Bereich hinausgeht.

Wir müssen leider auch auf verschiedene unschöne Dinge am Rande eingehen. Schließlich müssen wir uns — da wir ja alle Kirche sind — der Kritik stellen und Kritik entkräften oder aber in Demut annehmen.

Wir sollten aber auch sehen, wie man den Papstbesuch bei anderen Völkern — z. B. in Chile — empfindet.

Die Redaktion wünscht Ihnen eine informative Lektüre.

Was bedeutet Seligsprechung?

Der Mensch bedarf der Vorbilder und Leitfiguren. Sieht man sich im profanen Bereich um, so wird man feststellen, daß in den ältesten Zeiten Epen, Heldengeschichten oder -sagen den Ruhm von heldenhaften Frauen und Männern überliefert haben.

Auch in der neuen und neuesten Zeit findet man Menschen, die für ihr Volk und für ihre Zeit als Leitbilder oder Symbole angesehen und dann auch entsprechend herausgestellt werden.

Die Aufzählung reicht vom Mahnmal des „unbekannten Soldaten“, über das Mao-Mausoleum bis hin zur Verleihung des Nobelpreises oder der Benennung von Universitäten, Schulen, Straßen und Kasernen nach bedeutenden Zeitgenossen.

Letztlich ist auch die Verleihung von Orden — weltlicher oder kirchlicher Prägung — unter diese Form einer Hervorhebung zu zählen.

Verehrung und Hilfe

In der Geschichte des Christentums hat sich seit den ersten Zeiten die Verehrung der Gottesmutter Maria, der Apostel und Märtyrer herausgebildet. Man glaubte und glaubt heute noch, daß sie durch ihre Tugenden, durch das Vergießen ihres Blutes oder durch hervorragende Lehrfähigkeiten nicht nur Vorbilder für die Lebenden sein, sondern auch in besonderer Weise Hilfe gewähren können. Man glaubt, daß das Bemühen, sich nach diesen Beispielen auszurichten, mehr Kraft gibt, Christus treu nachzufolgen. Wenn auch der Glaube an die besondere Kraft der einzelnen Heiligen nie von der Kirche als heilsnotwendig erklärt wurde, so glauben doch die meisten Katholiken, daß die Heiligen in besonderer Weise der Fürsprache fähig sind.

Sie stehen in der Reihe der Propheten und Glaubenszeugen aus dem alten Bund, sie sind Glieder einer Ahnenreihe von Elias-Zeiten an, ein Vermächtnis des alten Israel.

Während in den früheren Zeiten (ab 5. Jahrhundert) die Bischöfe ihre besondere Erlaubnis zur Übertragung eines Heiligen in eine Kirche bzw. zur Erhebung der Reliquien in einen Altar gaben, wurde später der Papst um Bestätigung gebeten.

Die erste Kanonisation dieser Art war im Jahre 993 durch Papst Johannes XV. Er erhob den Bischof Ulrich von Augsburg zur Ehre der Altäre. Ab 1234 reservierte sich der päpstliche Stuhl das Recht zur Kanonisation.

Das heutige Verfahren der Kanonisation geht auf Papst Urban III. (1623–1644) zurück. Im Zuge der katholischen Erneuerung nach der Glaubensspaltung schien es notwendig, die entsprechenden Bestimmungen zu straffen. Sie sind seitdem im wesentlichen erhalten, wenn auch verschiedentlich modifiziert worden — zuletzt 1983 durch Johannes Paul II.

Seit etwa 1650 unterscheidet man auch genauer zwischen einem Seligen (beatus) und einem Heiligen (sanctus). In früheren Jahren hatte man die Begriffe als austauschbar ver-

wendet. Seit dieser Zeit darf ein Seliger in der Liturgie eines Landes, Bistums oder Ordens verehrt werden. Ein Heiliger wird aber in der Gesamtkirche verehrt.

Der Starkult der Welt

Die Menschen von heute suchen oftmals Vorbilder im profanen Bereich. Leider geht man dabei zuweilen sehr wahllos um.

Die Tagesgrößen von Film und Schaugeschäft erringen eine oft hysterisch anmutende Verehrung.

Schauspieler, Sänger, Musiker, Fußballer, Tennisstars usw. werden zu Idolen hochstilisiert ohne, daß sie etwas leisten, was den Menschen einige Monate oder Jahre später noch erwähnenswert gilt. Es gab auch schon einen politischen Starkult.

Dem Chronisten ist noch in Erinnerung, daß im Elternhaus eine Frau wohnte, die nur mit Tränen der Bewunderung in den Augen von Richard Tauber, dem großen Tenor der 30er Jahre sprechen konnte. Die ein oder zwei Schallplatten des großen Meisters dudelten, zur Nervensäge für das ganze Haus werdend, von früh bis spät. „Dein ist mein ganzes Herz“, schluchzte es über den Schalltrichter.

Dann kam das Jahr 1933. Die Familie entdeckte auf einmal ihr nationalsozialistisches Herz und bald war nichts mehr von Tauber zu hören, weil er nicht arisch sein sollte. Dafür hörte man aus dieser Wohnung das Horst-Wessel-Lied und das von Albert-Leo-Schlageter.

So liegt bei der Suche nach Idolen, bei der Verehrung von Menschen durch Menschen das Erhabene und das bisweilen Lächerliche sehr nahe beieinander.

Verehrung in Ehrfurcht

Daher ist unsere Kirche seit altersher gut beraten — auch wenn man ihr zuweilen den Vorwurf des Formalismus macht —, daß sie den Prozeß der Kanonisation mit Zeit und Geduld betreibt.

Dieser Akt wird oft über Jahrzehnte, manchmal Jahrhunderte, vor Richtern (Kardinälen) mit einem Verteidiger (Postulator) und einem Anwalt der Anklage (advocatus diaboli) geführt.

Die feierliche Selig- oder Heiligsprechung erfolgt dann durch den Papst als Abschluß des Verfahrens.

Nun wurden von unserem Heiligen Vater, Papst Johannes Paul II. zwei Deutsche in die Reihe der Seligen aufgenommen. Die Biographien über beide Seligen sind wissenschaftlich sehr gut erarbeitet. Ihr Tun und ihr Vermächtnis wurde bereits zu Lebzeiten hoch gehalten.

In der geschichtlichen Rückschau sind sie Symbole für selbstloses Handeln. *)

Edith Stein nahm, als sie erkannt hatte, daß der Opfergang von ihr gefordert wurde, den dornenvollen Weg auf sich. Sie kümmerte sich um die Unschuldigen, um die Kinder. Aus dem Bekenntnis „Ich kenne niemand, außer Jesus von Nazaret, den Gekreuzigten und Erhöhten“ schöpfte sie ihre Kraft von der Verhaftung am 2. August 1942 bis zur Ankunft in Auschwitz am Sonntag, dem 9. August 1942. Sie erlitt den Tod im Feuerofen für ihr Volk *und* für ihren Glauben.

Von ganz anderem Zuschnitt war Pater Rupert Mayer.

Er hat den Tod im Vernichtungslager, der ihn nicht schreckte, nicht kosten brauchen. Er hat in einer für unser ganzes Volk schweren Zeit allen, denen er begegnete, ein Stück von einem Reich gezeigt, das nicht von dieser Welt ist, vom Reich Gottes, von seiner Gerechtigkeit. Er wurde verfolgt, er wurde eingesperrt, verhört, bedroht, geschmäht und mußte in ein stilles Kloster. Mit der gleichen Tapferkeit, die er im 1. Weltkrieg zeigte, widerstand er Drohungen und auch Lockungen.

Er starb in der Sorge für die Menschen, im Antlitz dessen, zu dessen Dienst er berufen war. Stehend starb er während der Predigt, standhaft wie ein aufrechter Soldat!

Diese verkürzte Form kann Ihnen nicht alles bringen. Aber es wird deutlich, daß beide Gestalten uns auch heute noch etwas zu sagen haben. Sie waren Gestalten in einer glaubensfeindlichen Zeit. Sie haben mit ihrem Zeugnis etwas an sich von jenen, um deretwillen der Herr einst Ninive verschonte (Jonas 3.10).

Sie sind aber auch leuchtendes Beispiel menschlicher Haltung unter einer grausamen Diktatur.

H.F.

*) Die Zeitschrift Militärseelsorge hat ein Sonderheft von Prof. Dr. Hans Jürgen Brandt und dem Titel „Selig seid ihr — denn so haben sie auch schon vor euch die Propheten verfolgt“ (Mt 5,11f.), erstellen lassen. Das Büchlein, erschienen im Verlag Bachem, Köln, ist sehr empfehlenswert.

Im Vorfeld des Papstbesuches

Aus der Fülle von Angriffen gegen unsere Päpste gibt es immer welche, die zu Lebzeiten getan und solche, die erst nach ihrem Tod veröffentlicht werden.

Dabei sind solche Anwürfe von sehr unterschiedlicher Qualität und Quantität.

Es gibt die Rufer, die vom Papst auch politisches Handeln verlangen und jene, die ihm jedes Recht zu politischen Äußerungen abstreiten, besonders, wenn es nicht in das Konzept paßt.

Dabei sollte man tunlichst unterscheiden zwischen Kritik am Handeln, an der Person oder an der Amtsführung.

Auch der Papst muß sich in allen Dingen, die über sein Amt hinausgehen, Kritik gefallen lassen. Aber Kritik muß immer auch die Liebe zur Kirche erkennen lassen. Kritik um der Kritik willen ist unsinnig.

Kritik aber aus Neid, Haß oder anderen niederen Beweggründen ist Ausdruck des Bösen.

Lange hat man den Päpsten nachgesagt, daß sie im „goldenen Käfig“ in Rom säßen und nichts von der Welt wüßten.

Seit Johannes Paul II. zu seinen Gläubigen reist, um sie im Glauben zu stärken, um mit ihren Hirten vor Ort zu sprechen heißt es, der Papst sollte besser in Rom bleiben.

Gewiß, es ist eine Frage, wie oft der Papst in die Welt hinaus muß. Es ist zu überlegen, ob er in relativ kurzer Zeit zweimal nach Deutschland kommen muß. Doch wenn man einmal überlegt, welche Auszeichnung es für eine Teilkirche ist, wenn der Papst sie besucht, dann sieht es schon anders aus.

Hinzu kommt, daß es eine Reihe von guten Gründen gab, wiederum nach Deutschland zu kommen, denn hier tut sich ja einiges.

Es sind nicht nur die Angriffe auf die Institution Kirche, es ist die Glaubenssituation in Deutschland, die auch den Papst beunruhigt. Da gilt es „das Zeugnis des Glaubens durch die Christen in den Mittelpunkt“ zu stellen.

Was sich nun im Vorfeld abspielte war unwürdig.

Wenn in Köln ein Poster auftauchte, das den Papst im Fadenkreuz einer Schußwaffe zeigt mit der Aufschrift: „Denn selig ist nur, wer ins Himmelreich eingeht — Johannes 4711 —“, dann ist dieses Machwerk ein Ausdruck niedrigster Gesinnung. (KNA, JD, Nr. 17 vom 30. April 87)

Wenig hilfreich war auch das, was auf einer Veranstaltung der „Initiative Kirche von unten“ geredet wurde. Statt der erwarteten 5000 Menschen kamen etwa 800 (einschl. 39 Presse-, Rundfunk- und Fernsehjournalisten). Der bekannte Auch-Theologe Küng versuchte die Reporter papstkritisch zu stimmen, indem er alles infrage stellte. Er wurde etwas gemäßiger als sich ein mutiger Journalist (Werner Kaltefleiter) eine Presseschelte verbat.

Ein anderer Pastoraltheologe wollte Kardinal Höffner Äußerungen, die in diesem Zusammenhang nicht getan wurden, unterstellen.

Man kritisierte „spießige Mentalität von Bürokraten in Ordinariaten“.

Linke Frauen und Grüne inszenierten einen „Hexentanz auf der Domplatte“ mit teilweise abstoßenden Nuditäten.

Eine Zeitschrift „Emma“ versuchte einen Gegensatz zwischen „Jubelkatholiken“ und Kath. Volk zu konstruieren.

So ging es quer durch die Gazetten, Aufbauendes war nicht dabei.

Die Frage nach dem Geld wurde diesmal nur behutsam gestellt, denn es war noch in zu guter Erinnerung, daß beim letzten Papstbesuch erheblich mehr Geld für Hilfsfonds gesammelt wurde als der Besuch gekostet hatte. Außerdem wurde bekannt, daß die Kosten für München etwa 1,2 Millionen betragen würden, der Gegenwert für *eine einzige* Folge des doch sehr bescheidenen Bildstreifens „Kir Royal“. Da verschieben sich die Relationen.

So setzte sich dann doch bei den katholischen Gläubigen, aber auch bei vielen Deutschen, die der Kirche nicht mehr so nahestehen, die Auffassung durch, daß der Papst den Menschen hier etwas zu sagen hatte. Die Kampagnen im Vorfeld der Reise wurden als das beurteilt, was sie sind, als ein Überschreiten der „hierzulande ohnehin sehr weit gezogenen Grenzen der Geschmacklosigkeit“.

Abgesehen von einigen sehr primitiven Kommentaren, war die Berichterstattung in Funk und Fernsehen sehr gut. Die Bilder überzeugten, und oftmals sprach der Papst den Menschen aus dem Herzen.

Unser Papst Johannes Paul II. hat die Brüder im Glauben gestärkt. Er hat uns Deutschen zudem zwei selige Glaubenszeugen geschenkt, die in fernen Zeiten noch Zeugnis dafür ablegen, daß auch in der Zeit der Dunkelheit in Deutschland Positionslichter brannten.

Es soll versucht werden, von all dem ein wenig in den Berichten einzufangen. M.H.

Der Papst in Köln

Norbert von Poblitzki*)

Fast 5 Wochen sind seit dem Besuch von Papst Johannes Paul II. in Deutschland vergangen. Noch schwach liegen mir die Jubelrufe der 70 000 Gläubigen im Müngersdorfer Stadion in Köln in den Ohren. Ich habe miterlebt, wie das Oberhaupt der katholischen Kirche die zum katholischen Glauben konvertierte Jüdin und Philosophin Edith Stein seligsprach und somit ihre Verehrung als Vorbild und Märtyrerin der Kirche gestattete. Diese Ehrung der Sr. Edith Stein, die auch einen Teil zur Versöhnung des jüdischen Volkes mit dem deutschen beitragen soll, stieß bereits im Vorfeld des Papstbesuches auf Kritik. Es

*) Norbert von Poblitzki ist Obergefreiter der Reserve und hat für auftrag den Papstbesuch in Köln beobachtet.

wurden sowohl die Teilnahmslosigkeit des Papstes 1933 am Schicksal von Edith Stein und aller verfolgten Juden im nationalsozialistischen Deutschland als auch der von ihr selbst bewußt erlebte Gang ins Märtyrium mit gemischten Gefühlen betrachtet.

Dennoch, weder Kritik noch einige Protestkundgebungen konnten die Wirkung des Besuches schmälern. Sie konnten die vom Menschen Johannes Paul II. ausgehende Kraft nicht beeinträchtigen. Dieser Papst, der wie noch kein anderer seiner Vorgänger die Welt bereist und den Kontakt zu den Menschen sucht, wollte uns Hoffnung und Zuversicht bringen, unsere Probleme, die einer Wohlstandsgesellschaft, zu lösen.

Ich habe mich im Stadion einfangen lassen von der Atmosphäre der 70000 — wir haben gesungen und gebetet, waren eine großartige Gemeinschaft.

Doch trotz aller Hochstimmung. Was ist jedem von uns geblieben? Haben nicht viele Menschen das Vertrauen in die katholische Kirche verloren? Die steigende Anzahl der Kirchenaustritte scheint es zu beweisen.

Während vor 7 Jahren noch 380000 Menschen dem Papst in Köln zujubelten, frage ich mich heute: welchen Weg geht die Kirche in unserer Zeit? Verlieren die traditionellen Grundsätze und Gebote nicht ihre Aussagekraft in der Wohlstands- und Konsumgesellschaft, in der wir leben?

Ich glaube, wir dürfen die Kirche gerade jetzt nicht vergessen. Aber den Weg zum Glauben muß jeder für sich selber finden. Wir sollten uns Johannes Paul II. als Vorbild nehmen: als unermüdlichen Missionar, als Bollwerk gegen die Dinge, die unsere Welt zerstören.

In und um Köln

Vor mehr als 70000 Gläubigen las der Heilige Vater eine Pontifikalmesse zur Seligsprechung der Kölner Karmeliterin Edith Stein.

Da auftrag mit Schwerpunkt München gewählt hatte, wird versucht, das Geschehen in Köln aus Berichten und Augenzeugen, wie ein Mosaik zusammenzustellen.

Leider mußte man den Heiligen Vater mit einem aufwendigen Sicherheitskordon vor möglichen Angriffen schützen. Da außerdem einige Publikationen zumindest verbal auf eine solche Tat zielten, war es Pflicht sehr sorgfältig zu sein. Neben den Sicherheitsvorkehrungen standen auch Malteser bereit „für das Udenkbare und dennoch (gezwungenermaßen) Gedachte“.

Wenn Scharfmacher die Kosten einer solchen Vorsorge anprangern, dann fällt die Kritik auf jene zurück, die mit ihren „losen Sprüchen“ einen Sumpf der Ablehnung vorbereiten, aus dem solche wahnwitzigen Ideen und Taten entstehen können.

Das Oberhaupt einer Glaubensgemeinschaft, das Frieden kündigt, Verzeihung und Liebe lehrt, wird mit dem Tode bedroht. Ein Mann, der selbst seinem Attentäter verziehen hat, wird weiterhin verfolgt.

Der Nachfolger Petri, des ersten Vorstehers unter den Aposteln, wird in einem sogenannten aufgeklärten Jahrhundert mit Haß und beispielloser Infamie kritisiert.

Und er ist gekommen, dem Deutschen das Geschenk zweier Seligsprechungen zu machen. Er hat aus der Vielzahl von Glaubenszeugen unter einer dunklen Diktatur zwei erwählt, die in besonderer Weise dem Zeitgeist widerstanden haben. Dabei ging es ihm nicht darum, wie ein „Wissenschaftler“ glauben sagen zu müssen, um von dem Fehlverhalten der Kirche unter den Nazis abzulenken, sondern um den Gläubigen Vorbilder einer tugendsamen und heroischen Nachfolge Christi vorzustellen.

Man hatte sich in Köln gut vorbereitet. Denn Gläubige und Priester waren sich mit ihrem Bischof Joseph Kardinal Höffner einig, daß man für dieses Ereignis auch einen würdigen Rahmen schaffen müsse. In den Gemeinden wurde für die Selige gebetet, auch für Papst und Kirche.

Fast 1500 Menschen waren an der Gestaltung der Feier beteiligt. Josef Lammerz, der Leiter des Chores der Münsterbasilika Bonn, dirigierte aus seiner „Missa mundi“. 506 Kommunionsteiler waren notwendig und stellten sich zur Verfügung.

Während der Messe brannten 814 Kerzen, die die 814 Pfarrgemeinden der Erzdiözese Köln darstellten. Kranke und Behinderte erhielten mit ihren Betreuern besondere Plätze und konnten dem Papst nahe sein.

Ein kleines Holzkreuz (28 Zentimeter hoch) aus dem Besitz der Seligen wurde der Papst-Prozession vorangetragen.

Daß Meßgewand des Heiligen Vaters stammte aus dem Kölner Karmel. Schwestern des Karmels „vom heiligen Joseph“ in Bonn-Pützchen haben den schlichten Talar genäht. In ihm waren Fäden aus dem Brautkleid Edith Steins eingewebt.

Nach dem jubelnden Empfang des Papstes herrschte tiefe Stille und fromme Aufmerksamkeit, als der Kölner Erzbischof den Heiligen Vater bittet, die Schwester Teresia Benedicta a Cruce in die Gemeinschaft der Seligen aufzunehmen. Die feste Stimme des ehrwürdigen greisen Kardinals schien in diesen Minuten ein wenig zu vibrieren. Man konnte ihm — auch auf die Entfernung — vor allem aber am Monitor — die innere Erregung anmerken.

In diese Stille spricht dann der Papst Johannes Paul II.: „Gerne erfüllen wir die Bitte unseres Bruders Joseph Höffner...“ und verkündet die Seligsprechungsformel.

Als dann der Papst und Kardinal Höffner sich umarmen, macht sich die innerliche Spannung in tosendem Beifall Luft.

Der Festtag der Seligen wird alljährlich am 9. August geliefert.

In seiner Predigt würdigt der Papst Edith Stein als Tochter des jüdischen Volkes, deren Lebensweg geprägt gewesen sei von der Suche nach der Wahrheit. Ihr Lebensweg war erhellt vom Segen des Kreuzes Christi, ein Licht, das sie auch in der dunklen Stunde der Todesfahrt nicht verlassen hat.

Nach der Messe entsendet der Heilige Vater das Altenberger Licht in alle vier Himmelsrichtungen. Dieses Licht war mit einer Läuferstaffette morgens um 5.00 Uhr von Altenberg in das Stadion gebracht worden.

400 Jugendliche aus 15 deutschen Diözesen hatten die Nacht zum 1. Mai im Altenberger Dom in einer Gebetsandacht verbracht.

So sollte das Licht des Friedens in die Gemeinden weitergereicht werden.

Nach dem apostolischen Segen brandete noch einmal Jubel auf, so heftig als wollte man den Heiligen Vater in Köln behalten.

Es ist an der Zeit nachzudenken, wie man die Erlebnisse, den Jubel weitergeben kann in ein Glaubenszeugnis im Alltag. Die selige Edith Stein möge uns dabei helfen. W.K.

Der Hl. Vater zu Besuch in Köln

Hans-Dieter Vogels

Lange schon warteten wir — ein großer Teil der Militärfarrngemeinde Köln — auf den 1. Mai 1987. An diesem Tage kam der Hl. Vater, Johannes Paul II, nach Köln, um die Ordensfrau Edith Stein selig zu sprechen.

Schon am frühen Morgen trafen wir im Müngersdorfer Stadion ein. Es war faszinierend mit anzusehen, wie Tausende und Abertausende von Menschen, jung und alt, weißer, schwarzer oder brauner Hautfarbe, in Gruppen oder als Einzelpersonen, in das Stadion strömten. Alle waren fröhlich gestimmt, schwenkten Fahnen oder Tücher. Sie alle warteten mit Spannung auf den Hl. Vater.

Im festlich geschmückten Stadion wurde zur Einstimmung auf das festliche Ereignis gesungen und musiziert.

Dann wurde urplötzlich die Geräuschkulisse im Stadion lauter. Der Papst ist da! Als der Hl. Vater ins Stadion einfuhr, wurde der Jubel zum Orkan. 80 000 Menschen jubelten ihm zu, ihm, dem Nachfolger Petrus.

Nach der Begrüßung des Hl. Vaters durch Joseph Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln, erfolgte die „Seligsprechung“ der Ordensfrau Edith Stein durch den Hl. Vater. Langanhaltender Jubel der anwesenden Gläubigen war der Ausdruck der Freude hierüber.

In seiner Predigt zeichnete der Hl. Vater dann nochmals den Lebensweg von Edith Stein auf und wies dabei wiederholt darauf hin, daß in der Treue zu Christus, das Festhalten an Christus, das Vertrauen auf Christus, das wahre Leben liegt. Die Predigt Johannes Paul II. wurde immer wieder vom jubelnden Beifall der Gläubigen unterbrochen.

Nachdem dann nach der Feier des hl. Meßopfers die hl. Kommunion von ca. 600 Kommunion Spendern ausgeteilt worden war und der Hl. Vater den Schlußsegens gesprochen hatte, verabschiedeten die Gläubigen den Hl. Vater mit langanhaltendem Applaus aus dem weiten Rand des Stadions.

Wir alle waren uns einig: es war ein schönes „Erlebnis“. Sicher aber nicht nur ein „Erlebnis“, sondern mit Gewißheit auch die Erkenntnis, daß wir im Glauben an Jesus Christus nicht „allein“ sind.

Edith Stein — eine große Frau unseres Jahrhunderts

Wilhelm Lehmkämpfer

Es ist hier nicht der Platz, diese große Frau zu werten und zu würdigen. Aber mit ein paar Strichen an sie zu erinnern, gebietet das Geschehen im Blick auf ihre Seligsprechung und die Wiederkehr ihres 45. Todestages am 9. August 1987 in den Gaskammern von Auschwitz. Wer war diese großartige Frau?

1. Frühe Kindheit

Am 12. Oktober 1891 — am jüdischen Versöhnungsfest — wird Edith Stein als elftes Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Breslau geboren. Als Edith eindreierteil Jahre zählt, stirbt ihr Vater. Die Mutter, die nun alleine die verschuldete Holzhandlung führt und zu einem blühenden Unternehmen entwickelt, hält ihre Kinder zu Arbeit und Sparsamkeit an. Von der Tatkraft und Selbstlosigkeit der Mutter erbt Edith viel.

Frau Stein ist eine religiöse Frau, getreulich beachtet sie die jüdische Gebets- und Fastenordnung. Edith fühlt sich bei ihrer Mutter geborgen, aber, so schreibt sie später, bei aller „innigen Verbundenheit war meine Mutter nicht meine Vertraute — so wenig wie sonst jemand“...¹⁾ So fühlt sie schon früh eine gewisse Einsamkeit und das Verlangen nach Selbstentfaltung.

Edith lebt in einer eigenen inneren Welt, die den Erwachsenen verschlossen bleibt. „In meinen Träumen sah ich“, wie sie selbst bekennt, „immer eine glänzende Zukunft vor mir. Ich träumte von Glück und Ruhm, denn ich war überzeugt, daß ich zu etwas Großem bestimmt sei und in die engen, bürgerlichen Verhältnisse, in denen ich geboren war, gar nicht hineingehörte.“²⁾

„Das Kind Edith“, sagt Waltraud Herbstrith, „war ... sensibel, wissensdurstig und sehr selbstbewußt“. „Von früher Kindheit an wurde ich“, urteilt Edith Stein über sich, „in der ganzen großen Verwandtschaft hauptsächlich durch zwei Eigenschaften charakterisiert: Man warf mir Ehrgeiz vor (ganz mit Recht) und man nannte mich mit Nachdruck die ‚kluge‘ Edith. Beides schmerzte mich sehr. Das Zweite, weil ich herauszuhören glaubte, daß ich mir auf meine Klugheit etwas einbildete; außerdem schien mir daran zu liegen, daß ich nur klug sei; und ich wußte doch von den ersten Lebensjahren an, daß es viel wichtiger sei, gut zu sein als klug.“³⁾

2. Die Suche nach Wahrheit

Im Alter von zehn und elf Jahren erlebt Edith Stein die Selbstmorde von zwei Onkeln. In diesem Zusammenhang vermerkt sie später folgendes: „Der wirtschaftliche Kampf gegen die Juden, der im vorigen Jahr so viele mit einem Schlage ruinierte, hat ja zu einer Reihe von Selbstmorden geführt. Ich glaube, die Unfähigkeit, dem Zusammenbruch der äußeren Existenz ruhig ins Auge zu sehen und ihn auf sich zu nehmen, hängt mit dem mangelnden Ausblick auf ein ewiges Leben zusammen. Die persönliche Unsterblichkeit der Seele ist

nicht Glaubenssatz. Das ganze Streben ist ein diesseitiges. Selbst die Frömmigkeit der Frommen ist auf Heiligung dieses Lebens gerichtet. Der Jude kann zähe, mühevoller, unermüdliche Arbeit und die äußersten Entbehrungen Jahr um Jahr ertragen, solange er ein Ziel vor Augen sieht. Nimmt man ihm dies, dann bricht seine Spannkraft zusammen; das Leben erscheint ihm nun sinnlos, und so kommt er leicht dazu, es wegzuerwerfen. Den wahrhaft Gläubigen freilich wird die Unterwerfung unter den göttlichen Willen davon zurückhalten.“⁴⁾

Als Edith Stein dies schreibt, hat sie die Suche nach Wahrheit längst zu Gott hingeführt; sich dem göttlichen Willen unterzuordnen, ist ihr zum Maß und Ziel geworden.

Die Suche nach Wahrheit beginnt aber bei der 13jährigen dergestalt, daß sie sich zunächst von dem Gottesbild ihrer Kindheit lossagt. In dieser Krise hat die erfolgreiche Schülerin die Schule satt, verläßt sie und versucht bei ihrer Schwester in Hamburg zu sich selbst zu finden. Nach zehnmonatiger Vakanz kehrt sie zur Schule zurück und beschließt sie 1911 mit dem Abitur. „Edith Stein“, schreibt Waltraud Herbstrith, „entwickelte sich bis zu ihrem Abitur 1911 zu einem charakterfesten, zuverlässigen Menschen... war eine zur Freundschaft begabter Mensch, treu, hingebungsvoll, selbstlos...“⁵⁾

Ehrlich vor sich selbst bezeichnet sich Edith Stein von ihrem 13. bis zum 21. Lebensjahr als Atheistin.

1911 beginnt sie in ihrer Heimatstadt Breslau das Studium der Psychologie und studiert nebenher Geschichte. Nach vier Semestern wechselt sie nach Göttingen zu Professor Edmund Husserl, dem Begründer der modernen Phänomenologie. Die Philosophie Husserls, dessen engste Mitarbeiterin sie wird, wird sie der Wahrheit näherbringen. „Im phänomenologischen Umkreis“, berichtet Hedwig Conrad-Martius, eine enge Vertraute Edith Steins, „wurde also der Boden fruchtbar gemacht für die Erkenntnis von Transendenzen und Offenbarungen, von Göttlichem und Gott selber, für letzte religiöse Entscheidungen, für Bekehrungen und Konversionen. Längst nicht alle, wenn auch viele Phänomenologen haben im katholischen Sinne konvertiert.“⁶⁾ Edith Stein gehört zu diesen.

„Im Sommer 1921“, schreibt wiederum Waltraud Herbstrith, „weilte sie auf dem Landgut ihrer Freundin Conrad-Martius. Als das Ehepaar Martius eines Abends ausgegangen war, wählte sich Edith Stein eine Lektüre aus dem Bücherschrank. Zufällig griff sie nach der Autobiographie Teresas von Avila. Das Buch fesselte sie so sehr, daß sie die ganze Nacht hindurch las. Als sie es am Morgen schloß, sagte sie sich: „Das ist die Wahrheit.“⁷⁾

Teresa von Avila bedingt und bestimmt von nun an ihren weiteren Lebensweg. Der erste Schritt ist der Übertritt zum katholischen Glauben. Am 1. Januar 1922 empfängt sie die Taufe und wählt als neuen Namen Teresia.

Als zweiten Schritt plant sie den Eintritt in ein Kloster Teresas von Avila. Doch raten ihr vertraute Priester von diesem Schritt ab, weil sie meinen, daß Edith Stein besser daran täte, ihre Geistesgaben mitten in der Welt beruflich einzusetzen. Edith folgt einmal diesem Rat und nimmt zum anderen damit Rücksicht auf ihre Mutter, die schon durch die Konversion ihrer Tochter mehr als nur betroffen ist.

3. Berufswege

Edith Stein entfaltet ihr Wissen und Können auf den ihr gemäßen Berufsfeldern:

— als wissenschaftliche Assistentin bei Professor Husserl qualifiziert sie sich in einem bis dahin nur Männern vorbehaltenem Beruf. Sie arbeitet derart erfolgreich, daß Professor Dr. Edmund Husserl Edith Stein für eine Habilitation empfiehlt. In dieser Empfehlung vom 6. Februar 1939 heißt es u. a.: „Fräulein Dr. phil. Edith Stein, meine langjährige Schülerin an den Universitäten zu Göttingen und Freiburg, hat im Sommersemester d. J. 1916 in Freiburg summa cum laude das Doktorat der Philosophie gemacht... Sie wirkte nachher 1¹/₂ Jahre als meine Assistentin...“

Von dem ausgezeichneten Erfolg dieser Mitwirkung konnte ich mich im Fortgange meiner eigenen seminaristischen Übungen und durch persönliche Fühlungnahme mit meinen Hörern überzeugen. Fräulein Dr. Stein hat in der Philosophie eine weite und tiefe Bildung gewonnen, und ihre Fähigkeiten für selbständige wissenschaftliche Forschung und Lehre sind außer Frage. Sollte die akademische Laufbahn für Damen eröffnet werden, so könnte ich sie an allererster Stelle aufs wärmste für die Zulassung zur Habilitation empfehlen.“⁸⁾

Doch war die Zeit dazu noch nicht reif.

— Als Lehrerin tritt Edith Stein in Erscheinung, als sie nach ihrer Konversion ihre Wissenschaft-Karriere aufgibt. Bei den Dominikanerinnen in Speyer unterrichtet sie an der Lehrerinnenbildungsanstalt und am Mädchenlyzeum Deutsch und Geschichte.

Bezüglich ihres Auftretens und Wirkens als Lehrerin schreibt Waltraud Herbstrith: „Edith Stein trat bei ihren Schülerinnen sehr bescheiden auf. Einige von ihnen berichten: „Für uns in jenem kritischen Alter war sie schon durch ihre Haltung allein das Vorbild“. Sie war „eine Stille, Schweigende...“, die nur durch ihr Sein uns führte... Bei der Kritik war sie Güte und Gerechtigkeit in einer vollendeten Verbindung“...⁹⁾

Neben den Lehraufgaben befaßt sich Edith Stein mit der katholischen Philosophie und übersetzt in diesem Zusammenhang die *Questiones disputatae de veritate* des Thomas von Aquin.

— Als Referentin in Fragen der Frau vertritt Edith Stein Ende der zwanziger bzw. Anfang der dreißiger Jahre Gedanken, die noch heute Geltung haben. Schon damals hebt sie hervor: „Das Frauen imstande sind, andere Berufe als den der Gattin und Mutter auszuüben, das hat wohl auch nur unsachliche Verblendung bestreiten können. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte und im Grunde doch die Erfahrung aller Zeiten hat es bewiesen... Es gibt keinen Beruf, der nicht von einer Frau ausgeübt werden könnte... Keine Frau ist ja nur eine „Frau“, jede hat ihre individuelle Eigenart und Anlage so gut wie der Mann und in dieser Anlage die Befähigung zu dieser oder jener Berufstätigkeit, künstlerischer, wissenschaftlicher, technischer Art usw. Prinzipiell kann die individuelle Anlage auf jedes beliebige Sachgebiet hinweisen, auch auf solche, die der weiblichen Eigenart fernliegen.“¹⁰⁾

Es leuchtet ein, daß Edith Stein nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und

der Schweiz als Referentin sehr gefragt ist, zu Fragen der Frau in der modernen Welt Stellung zu nehmen.

Daß Edith Stein sich auf diesem Feld auch mit dem Problem des Priestertums der Frau befaßt, sei hier noch am Rande vermerkt.

— Als Dozentin wird Edith Stein im April 1932 an das Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster/Westfalen berufen. Mit ihren Kollegen ist sie bemüht, gemeinsam eine katholische Pädagogik aufzubauen. Doch der Nationalsozialismus wirft bereits bedrohliche Schatten und beendet schon bald Edith Steins Lehrtätigkeit: „An Pfingsten 1933 schreibt Edith Stein an Hedwig Conrad-Martius: „Daß ich keine Vorlesungen mehr halte, ist nicht zu bedauern. Ich glaube, daß eine große und barmherzige Fügung dahinter steht. Ich kann Ihnen heute noch nicht sagen, wo ich nun deutlich die Lösung sehe. Voraussichtlich werde ich nicht mehr lange in Münster sein. In diesem Monat erhoffe ich noch eine letzte Klärung.“⁽¹¹⁾

4. Schwester Teresia Benedicta vom heiligen Kreuz

Als Edith Stein im Sommer 1933 um Aufnahme in den Kölner Karmel Teresa von Avila bittet, ist die letzte Klärung abgeschlossen. Nunmehr setzt sie in die Tat um, was sie sich seit Jahren gewünscht hat. Hätten die Nationalsozialisten ihr, der Jüdin, nicht die Dozentur genommen, wäre der Eintritt in den Kölner Karmel sicherlich noch unterblieben, doch „im Mittragen des Schicksals ihres Volkes“, schreibt Waltraud Herbstrith, „sah sie jedoch einen Auftrag, der den wissenschaftlichen überstieg. Als sie eine Lehrstelle in Südamerika angeboten bekam, lehnte sie ab, weil ihre Entscheidung schon gefallen war. Sie war fähig, über die Nationalsozialisten zu sagen: „Wenn die Zeiten nicht so traurig wären — ich persönlich hätte ihnen nur zu danken, weil sie mir nun endlich diesen Weg geöffnet haben. Meine Angehörigen sind zu meiner großen Freude geduldig und tapfer, meine liebe Mutter ganz besonders, sie hat ja auch einen starken Gottesglauben, der sie durch ihr langes schweres Leben geführt hat. Wenn ich dann in dieser stillen Klostergemeinschaft bin, hoffe ich, ihnen auch viel besser als bisher helfen zu können.“ Kein Wort der Verurteilung für die Verfolger, sondern Dank, daß sie bei allem Unrechten nur Werkzeug waren für die Pläne Gottes. „Wie sich alles gefügt hat . . . Es ist wunderbar genug.“⁽¹²⁾

Als Edith Stein im Oktober 1933 in den Karmel eintritt, wählt sie sich als Ordensnamen Teresia Benedicta a Cruce.

5. Der Weg zum Martyrium

Edith Stein ist in den Karmel eingetreten, nicht um sich vor der Drangsal der Judenverfolgung zu retten, sondern um einem persönlichen Anruf Gottes zu folgen. Dieser Anruf gilt ihr als Auftrag: nämlich sich mitverantwortlich im Leiden für ihr gepeinigtes jüdisches Volk zu fühlen.

Die Auflösung ihrer eigenen Familie, deren Angehörige teilweise Deutschland verlassen

müssen, bereitet ihr Sorge und Not; die Geschehnisse der Reichskristallnacht im November 1938 erschüttern sie aufs äußerste.

Der Verbleib im Karmel von Köln gefährdet mehr und mehr Schwester Teresia wie auch den Karmel selbst. Weil sie ihre Mitschwestern nicht länger gefährden darf und will, verläßt sie Köln und lebt fortan im holländischen Karmel in Echt.

In Vorahnung des 2. Weltkrieges, der im Sommer 1939 ausbricht, schreibt Edith Stein am 9. Juni 1939 ihr Testament nieder, das sie mit den Worten beendet: „Schon jetzt nehme ich den Tod, den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen mit Freuden entgegen. Ich bitte den Herrn, daß er mein Leben und Sterben annehmen möchte zu seiner Ehre und Verherrlichung.“⁽¹³⁾

Ob Schwester Teresia ahnt, wie bald das sein wird?

Im Juli 1942 erreicht die Judenverfolgung in dem von den Deutschen besetzten Holland ihren Höhepunkt; auch Klostermauern bieten jetzt weder Schutz noch Sicherheit. Der Versuch, Schwester Teresia und ihre Schwester Rosa*) in die Sicherheit eines Schweizer Karmels zu bringen, mißlingt. Vier Tage vor ihrer Verhaftung schreibt Schwester Teresia: „Es ist aber noch sehr in Frage, ob wir die Erlaubnis zur Ausreise bekommen. Jedenfalls dürfte es sehr lange dauern. Ich wäre nicht traurig, wenn sie nicht käme. Es ist ja keine Kleinigkeit, zum zweitenmal eine liebe klösterliche Familie zu verlassen.“⁽¹⁴⁾

Die Erlaubnis kommt nicht, dafür aber der Besuch der SS im Karmel von Echt am 2. August 1942. „Edith Stein“, berichtet Waltraud Herbstrith, „wurde befohlen, sofort die Gitter im Sprechzimmer zu entfernen und in fünf Minuten mit den Beamten das Haus zu verlassen... Edith Stein bat die Schwestern um Gebet und verließ gefaßt die Klausur. Dort nahm sie ihre verängstigte Schwester Rosa bei der Hand und sagte zu ihr: „Komm, wir gehen für unser Volk.“⁽¹⁵⁾

Der Wagen des Überfallkommandos verbringt beide zunächst nach dem Sammellager Amersfort, von dort dann zum Lager Westerbork. Edith Stein nimmt ihr Schicksal gelassen hin. Die Mutter eines Priesters, die überlebt, sagt von ihr: „Sie dachte an das Leid, das sie voraussah, nicht ihr Leid, dafür war sie viel zu ruhig, sie dachte an das Leid, das die anderen erwartete.“

Ihr ganzes Äußere weckte bei mir noch einen Gedanken, wie ich sie mir im Geiste in der Baracke sitzend vorstelle — eine Pietà ohne Christus.“⁽¹⁶⁾

Im Lager Westerbork sind auch Eltern mit Kindern inhaftiert. Um viele dieser Kinder, die von ihren apathisch gewordenen Eltern vernachlässigt werden, kümmert sich aufopfernd Schwester Teresia. Durch Hilfsbereitschaft, Güte und Gebet bemüht sie sich, die grenzenlose Not der Mitinhaftierten zu mildern.

Am 7. August 1942 werden die Lagerinsassen nach Polen abtransportiert. „In Schifferstadt“, erwähnt Waltraud Herbstrith, „konnte Edith Stein durch einen vergitterten Wagen hindurch dem Bahnhofsvorsteher noch Grüße an Freunde auftragen. Dann verliert sich

ihre Spur. Mit größter Wahrscheinlichkeit wurde Edith Stein ... bei ihrer Ankunft im Konzentrationslager Auschwitz am 9. August 1942 vergast.¹⁷⁾

Edith Stein hat mit ihrem Opfergang bewahrheitet, was sie dem Herrn in ihrem Testament vom 9. Juni 1939 darbot, seinem heiligsten Willen mit Freuden entgegenzusehen und sich ihm vollkommen zu unterwerfen.

Leben und Sterben Edith Steins sind unvergessen. Am 1. Mai 1987 hat Papst Johannes Paul II. Edith Stein in Köln selig gesprochen.

1) s. Waltraud Herbstrith: Edith Stein, S. 18, Herder

2) ebd. Freiburg 1983

3) ebd.

4) ebd.

5) ebd.

6) ebd.

7) ebd.

8) ebd.

9) ebd.

10) ebd.

11) ebd.

12) ebd.

13) ebd.

*) Edith Steins Schwester Rosa hatte im Kölner und auch im Echter Karmel Schutz und Zuflucht gefunden.

14) ebd.

15) ebd.

16) ebd.

17) ebd.

Edith Stein, die Jüdin, die ins Kloster ging

Arthur Schopf

Seligpreisung durch Papst Johannes Paul II. am 1. Mai d. J.

„Die Arbeit eines ganzen Lebens käme doch nicht ans Ziel, wenn nicht Gott das Wesentliche täte. Wir dürfen indessen vertrauen, daß Er es nicht an Gnade fehlen lassen wird, wenn wir getreu das Wenige tun, was wir tun können. Wenig — absolut genommen — für uns ist es sehr viel. Dabei müssen wir uns hüten, selbst beurteilen zu wollen, wie weit wir sind. Das weiß Gott allein.“

Dieser tief sinnige und beherzenswerte Ausspruch stammt von der Karmelitin Edith Stein, der Jüdin, die ins Kloster ging. Ebenso wie Pater Rupert Mayer, wird sie dieses Jahr von Papst Johannes Paul II. anlässlich seines Besuches in der Bundesrepublik am 1. Mai in Köln selig gesprochen.

Edith Stein wurde am 12. Oktober 1891 in Breslau als Tochter strenggläubiger Juden geboren, aber schon als 14jährige bekannte sie sich als Atheistin. Nach dem Abitur wählte sie 1911 das Studium der Philosophie an der Breslauer Universität, ging aber bereits nach zwei Jahren nach Göttingen, wo sie die Vorlesungen über Phänomenologie von Professor Edmund Husserl hörte, dessen Assistentin sie später wurde. 1917 erwarb sie den Doktor-

hut mit der Bestnote „Summa cum laude“. Eines Tages fiel ihr die Selbstbiographie der Hl. Theresa von Avila in die Hände. Nachdem sie die fesselnde Lebensgeschichte in einem Zug gelesen hatte, wurde ihr klar, daß das die Wahrheit ist und von dieser Stunde an war sie entschlossen, katholisch zu werden und in den Orden einzutreten. 1922 konvertierte sie in Bergzabern. Nach mehreren Jahren erfolgreicher Lehrtätigkeit in Speyer, trat sie 1933 in den Kölner Karmel als Schwester „Theresia Benedicta a Cruce“ — dem Namen der Ordensgründerin — ein. Aus Furcht vor der Judenverfolgung im 3. Reich, wechselte sie 1938 in den holländischen Karmel zu Echt über. Dort wurde sie jedoch am 2. August 1942 zusammen mit ihrer Schwester Rosa von der Gestapo verhaftet und in das Konzentrationslager nach Auschwitz gebracht, wo ihr Leidensweg schon nach wenigen Tagen in den Gaskammern sein Ende fand.

Die tiefe Gläubigkeit Edith Steins zeigte sich besonders in ihrer Güte und Barmherzigkeit, die sie stets ihren Mitmenschen angedeihen ließ. So pflegte sie als „Rot-Kreuz-Schwester“ im 1. Weltkrieg in der Seuchenabteilung des Kreislazarettes in Mährisch-Weißkirchen die verwundeten und kranken Soldaten und später — 1942 — nachdem sie die Gestapo zuerst in das Lager Westerbork eingeliefert hatte, betreute sie dort die Kinder und tröstete die verzweifelten Mütter.

Während ihrer 8jährigen Lehrtätigkeit im Kloster zu Speyer lernte sie durch ihren priesterlichen Ratgeber, den Generalvikar Domkapitular Dr. Josef Schwind auch die „*Questiones Disputatae de veritate*“ (Untersuchungen über die Wahrheit) des Hl. Thomas von Aquin kennen, die sie dann später übersetzte. Mit Recht sagte Erzabt Raphael Walzer von Beuron, der das Pontifikalamt gehalten hatte, über sie: „Selten habe ich eine Seele getroffen, die so viele hohe Eigenschaften in einem Geist vereinigte. Dabei war sie die Einfachheit und Natürlichkeit selber.“

Ihr letztes Werk „Kreuzeswissenschaft“ konnte Edith Stein nicht mehr vollenden, aber ihren eigenen Kreuzweg ist sie bis ans Ende gegangen.

Stapelfeld — München

Gedanken auf der Fahrt

In Stapelfeld kreisten Gedanken und Handlungen um unsere — der GKS-Stellung in den Strömungen der Zeit. Grundwerte leben! Umsetzen überlieferter und erkannter Lebensmaximen in den Alltag. Diese Gedanken gehen auch auf der Fahrt nach. Ebenso läßt der Gedanke nicht los, ob man alles auch richtig — was heißt richtig? — verantwortlich — gesagt und getan hat. Gewissensforschung! Notizen werden noch einmal vorgenommen, ergänzt.

Dann tauchen erste Gedanken an die Familie auf. Warum sind die Bahnsteige so leer? Halt — es ist 1. Mai. Das kleine Handradio bringt Nachrichten — tatsächlich fast eine Woche keine Nachrichten regelmäßig gehört.

Der Heilige Vater feiert in dieser Stunde die Heilige Messe im Stadion zu Köln, und er wird Edith Stein seligsprechen.

Die Übertragung ist nicht ganz einwandfrei, die Stromleitung der Maschine überträgt Geräusche. Was bedeutet das: Der Papst besucht Deutschland? Man nennt ihn den „Löwen von Rom“. Er ist der „Garant der Einheit der Kirche“.

Unser ehemaliger Militärgeneralvikar Prälat Dr. Martin Gritz hat einmal auf dem Petersplatz in Rom beim Segen „urbi et orbi“ eine Stimme im Hintergrund sagen hören: „Das müßte man glauben können“. Neben dem Zweifel lag Sehnsucht in der Frage. So ist es also eine Aufgabe der Reise des Papstes, den Glauben der Brüder zu stärken. Und dann wird etwas deutlich, dieser Mensch Karol Wojtyla muß stark im Glauben sein. Denn sonst könnte er kaum eine solche Fahrt, die bis an die äußerste Grenze der Belastbarkeit geht, durchstehen. Sicherlich, man nimmt dem Heiligen Vater viele Arbeiten ab. Aber wenn man ihn hört, noch mehr, wenn man ihn am Fernseher sieht, — und die Kamera ist ja oft brutal nah und deutlich — dann erkennt man, daß er nicht irgendein Stein auf dem Schachbrett ist, sondern Handelnder, Sagender, Helfender. Man spürt, daß er berufen ist und aus seiner Berufung lebt.

Doch schon ist das Ende der Reise und die Ankunft bei der Familie gekommen. Man wird abgeholt. Die Gedanken müssen schnell umschalten, denn die Fragen der Lieben sind vielfältig. Und man muß ganz da sein. Man muß Antwort geben, vielleicht Entscheidungen fällen — man kann sich nicht in das Reich der Gedanken flüchten. Und am späten Nachmittag wird man dann auch einiges von seinen Erlebnissen los. Gelingt es, das Glaubenserlebnis wenigstens in bescheidenen Bruchstücken umzusetzen? Am Abend folgte man der Familie vor den Fernseher, die Übertragung vom Papstbesuch ist Mittelpunkt. Nun hat man Gelegenheit auch von manchen eigenen Gedanken zu berichten. Der Papst regt an zum Gespräch, zum Nachdenken in Gemeinschaft.

Nach der Nacht noch einige Hilfen für die Lieben. Man wird zum Zug gebracht. Eine Bahnreise ist gut. Endlich sechs Stunden Gelegenheit das Material über den Papstbesuch zu lesen. Der Pressedienst der Bischofskonferenz hat eine Menge Daten zusammengestellt.

Der „Fahrplan“ mit Pool-Einteilung, mit Genehmigungen, Sondergenehmigungen ist umfassend.

Kirchengeschichtliche Daten liegen vor, von der Geburt Jesu, ca. 6 v. Chr., über die Kaiserzeit des Augustus, die Urgemeinde, das sogenannte erste Apostelkonzil (48/49), den Tod des Petrus, die Christenverfolgungen bis in die neueste Zeit. Es werden Ereignisse plötzlich lebendig, die man schon im Staub der Geschichte wühlte:

Papst Pius XII., Johannes XXIII., Paul VI. — Kardinal Frings, Bundeskanzler Adenauer, Staatspräsident de Gaulle, Kardinal Döpfner — Papst Johannes Paul I. und die Wahl unseres heutigen Papstes am 16. Oktober 1978 — vor neun Jahren.

Der Zug eilt durch die schöne Landschaft am Rhein — und noch so viel Stoff liegt zum Lesen bereit. Der Lebensweg von Pater Rupert Mayer S.J., dem Chronisten schon lange nichts Unbekanntes und doch sind einige Daten seines Lebens neu.

Die Übersicht über die Diözesen, über die Orden, über die Kirche in Deutschland. Was ist das mit der Kirche — das sind doch wir alle. Aber einige scheinen es noch nicht zu wissen.

Über die Laien im Leben der Kirche in Deutschland, den Lebenslauf des Papstes bis hin zur Enzyklika Redemptoris Mater ist alles vorhanden.

So fährt der Zug auf München zu. Nun muß man die Papiere einmal weglegen, das große Ereignis, die Seligsprechung ist zu bedenken.

Schon oft bin ich in der Kreuzkapelle bei St. Michael gewesen. Und ich konnte mir zunächst nicht klar werden, was ich von der Person des Pater Rupert Mayer halten sollte. Eine „Wolke“ von übereifrigen Anhängern verdunkelt zuweilen das Bild. Einige Wundergeschichten nehmen sich auch ein wenig seltsam aus. Ich könnte mir denken, daß so ein Getue manchen evangelischen Christen abschrecken kann.

Doch eines Tages hatte ich einmal etwas mehr Ruhe und ich nahm mir die Zeit, still in der kleinen Unterkirche zu sitzen und den Betern zuzuschauen. Und der Anblick dieser Beter stimmte mich um. Zunächst war erstaunlich, daß hier nicht nur Mitmenschen kamen, die dem Anschein nach einfältig waren. Es kamen nicht nur Arme, sondern auch Leute, die es anscheinend zu etwas gebracht hatten. Es kamen Menschen, denen man das Leid ansah. Aber es kamen auch junge, fröhliche Beter. Und dieser Querschnitt durch die ganze Bevölkerung — übrigens nicht nur Einheimische — regt zu der Überlegung an, warum bist Du denn hier? Ich mußte zugeben, daß ich „stückchenweise“ die Lebensgeschichte von Pater Rupert gelesen und aufgenommen hatte.

Dabei waren für mich einige Besonderheiten zu erkennen:

- seine Tapferkeit und Frömmigkeit im Krieg;
- die selbstverständliche Annahme seiner schweren Verletzung;
- seine Offenheit für die Sorge der Mitmenschen;
- seine Leibsorge in der schlechten Zeit nach dem ersten und zweiten Weltkrieg;

- die Seelsorge als Beichtvater, als „Erfinder“ der Gottesdienste für die Wanderer im Hauptbahnhof München und die Menschen in der Gewissensnot;
- seine Tapferkeit im Ertragen von Haft und Verfolgung im NS-Staat;
- sein Mut, das Wort zu künden, ob gelegen oder ungelegen;
- sein Gehorsam gegen seine Kirchenoberen, auch wenn diese nach seiner Meinung irren.

So hatte ich also bereits ein festes Bild, als ich die Nachricht erhielt, daß Pater Rupert in die Schar der Seligen aufgenommen werden sollte.

München — Hauptbahnhof — ich treffe die Kameraden und kann leider nicht mit ihnen zusammen sein, muß zum Pressezentrum, die letzten Papiere, Einweisungen und Informationen abholen und durcharbeiten.

Der nächste Tag beginnt sehr früh, doch meine Pension liegt günstig, und Münchens U-Bahn ist schon gut. H.F.

Pater Rupert Mayer SJ — Militärseelsorger —

Wolfgang Weise

In dem Versuch einer kurzen Lebensbeschreibung, die sich auf den Feldgeistlichen im Ersten Weltkrieg beschränkt, sollen die Wege Gottes mit diesem ungewöhnlichen Menschen aufgezeigt und gedeutet werden.

Es kann auch dort, wo die Quellen reichlicher fließen nicht immer gelingen. Es ist kaum möglich bis zur Mitte vorzudringen: dahin, wo der Mensch die Zuwendung seines Gottes erfährt und seine Sendung begreift.

Aber es ist schon viel, etwas davon ahnen zu dürfen. Wenn man den Quellen nachspürt, aus denen das Wirken und Handeln dieses Seelsorgers herrührt, findet man zunächst seine tiefe Gottesliebe, sein unerschütterliches Wissen um die gütige Zuwendung Gottes. Sie sprach mit in jeder Begegnung mit dem Nächsten, sie half ihm, die Schwierigkeiten der Zeit unter dem Blickpunkt der Ewigkeit zu sehen, obwohl ihn täglich so viele Bedrängnisse erreichten. Neben dieser völligen Hingabe an Gott stand die Ehrfurcht vor dem Nächsten und die Liebe zu ihm. Das erleben im Ersten Weltkrieg die Soldaten, wenn sie der Feldgeistliche Pater Rupert Mayer vor und bei den Einsätzen besuchte, ihnen Mut zusprach oder Trost spendete, wenn er in vorderster Stellung oft sein eigenes Leben riskierte, um anderen Kraft und Zuversicht zu geben. Welchen Eindruck der katholische Feldgeistliche Pater Mayer auf andere Menschen machte, erwähnt der Bataillonsarzt Hans Carossa in seinem Lebensgedenkspruch „Führung und Geleit“. Er begegnete dem Divisionspfarrer — Sommer 1916 — ungefähr neunzig Kilometer vor Paris, bei Amay. „Es war der erste Geistliche, den ich im Felde traf. Seine Uniform hatte ein graueres Grau als unser mehr grünliches... Was aber sein Gesicht betraf, so wäre es nicht nur hier in der einför-

migen Landschaft, sondern auch in jeder Versammlung vieler Menschen durch seine Unterschiedenheit aufgefallen.

Es war im Frühlicht gelblichbleich, schmal, scharf, die grauen Augen tieflegend, nicht ohne Spuren von Müdigkeit, die ganze Erscheinung aber so voll Zucht und Würde, so belebt von einem guten Willen, dann so heiter und so biegsam, daß körperliche Anspannungen da wohl nicht so leicht aufkommen konnten. Der Geistliche hielt seinen Rappen an, fragte, ob ich der neue Bataillonsarzt wäre, beugte sich zum Händedruck nieder, wünschte mir Glück und ritt weiter. . . Es gibt Physiognomien, die verraten, daß ihr Träger einmal vor einer Kreuzung mehrerer Wege gestanden hat, und je nachdem er einen weiterging, formte sich der ganze Mensch der Erde oder dem Lichte zu. Hier nun hatte sich eine Verbindung von Priester- und Soldatentum ergeben, die mir in so geistig — natürlicher Form durchaus neu war. Man fühlte einen Menschen, dem es nicht schwer sein konnte, an die härtesten Gelöbnisse zu halten. Auch wenn mein Begleiter es nicht erwähnt hätte, daß dieser Pater Rupert Mayer dem Orden der Gesellschaft Jesu angehöre, wäre mir Ignatius von Loyola in den Sinn gekommen. Auch dieser war ja Offizier gewesen. Und erst, nachdem ihm in der Zitadelle von Pamplona eine Kugel das Bein zerschmetterte hatte, Mönch geworden. . .“

Hans Ritter von Lex, der spätere Staatssekretär, hat als Kompanieführer den Militärseelsorger in den Kämpfen in den Vogesen und an der Somme erlebt. Als er Pater Mayer im Verlauf der Schlacht einmal zurückhalten wollte, erhielt er von ihm die Antwort:

„Ich muß hinunter, wenn die Leute in Gefahr sind, denn es gilt die Schwerverwundeten zu trösten und es gilt ebenso die Sterbenden zu versehen“.

Die Chronik des Königlich Bayerischen Reserve-Regimentes 18 schreibt: „was der Mann bei der kämpfenden Truppe geleistet hat, geht weit über den Rahmen des Pflichtmaßes hinaus. Wie ein Wunder wirken seine aufmunternden Worte, die den Weg zu den Herzen der Kameraden fanden.

Vielen Verwundeten brachte er die einzige Hilfe, manchen Sterbenden hat er die Augen zugedrückt und sie gesegnet. Was wunder, wenn die Mannschaften ihn geradezu verehrten. Der Herrgott konnte einem Sterbenden oder Schwerverwundeten 18er keinen besseren Tröster senden als unseren Pater Mayer.“

In Briefen an die Eltern und Geschwister in Stuttgart berichtete P. Rupert von seiner seelsorgerischen Arbeit. „Nach langer Zeit konnte ich wieder einmal meine großen Militärgottesdienste für meine zurückgekommenen Bataillone halten, mit daran anschließendem Sakramentsempfang. Es ist ergreifend, mit welchem Ernst unsere Mannschaften zu den heiligen Sakramenten gehen. Gott sei Lob und Dank dafür.“

In einem anderen Brief geht er auf die erste große Materialschlacht an der Somme in der Jahresmitte 1916 ein. „Vom 20. Juli bis 11./12. August hielten wir dort unter unsäglichen Verlusten im Kampf gegen die Franzosen und Engländer aus. Das Elend kann man nicht beschreiben. Wir hatten die schwersten Verluste. Zum Beispiel kamen von einem Bataillon des 18. Bayerischen Infanterieregiments noch 80 Mann unverseht zurück.“

In der Regimentsgeschichte würdigt Julius Trumpp das Wirken P. Mayers während der Somme-Kämpfe: "...Der Mann war ununterbrochen in vorderster Linie. Er hat, während für uns nur drei Stellungenperioden in Frage kamen, sich täglich wiederholt in der vordersten Linie aufgehalten, Verwundete geborgen, Sterbenden die Augen zugeedrückt, sie gesegnet, mit ihnen gebetet und Tote, wenn auch in Granattrichtern, zur letzten Ruhe bestattet. Er hat keinen Unterschied zwischen Freund und Feind gemacht. . . Schon in den Vogesen hat sich Pater Mayer auch besonders um die Pflege und Bezeichnung der Gräber, nicht allein der Angehörigen seiner Division, sondern auch derjenigen feindlicher Krieger angenommen, für ihn waren alle Opfer des Krieges gleich."

Pater Rupert Mayer wurde für sein fruchtsames Wirken und seine Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse (März 1915), dem Militärverdienstorden IV. Klasse mit Krone und Schwertern (Juni 1915), dem Eisernen Kreuz I. Klasse (Dezember 1915), dem österreichischen Franz-Josef-Orden und dem Ritter-Kreuz I. Klasse des Friedrichsordens mit Schwertern (September 1916) ausgezeichnet.

Lassen Sie uns zum Schluß noch einen Blick werfen auf die Stationen seines Lebens mit den Soldaten als priesterlicher Helfer.

Dem ersten Einsatz beim Feldlazarett Nr. 2 des I. Bayerischen Armeekorps seit August 1914 im Westen bis Ende 1914 folgte zu Beginn des Jahres 1915 die Ernennung zum Divisionspfarrer der 8. Bayerischen Reserve-Division. Ende Januar 1915 rückte er mit der Division an die Front (Elsaß — Vogesen), wo er besonders das 18. und 19. bayerische Reserve Infanterieregiment seelsorgerisch betreute.

Im Juni 1915 kam die Division nach Galizien. Nach den Kämpfen um Lemberg kehrte die Division zurück an die Westfront zum Ausbau der Vogesenstellung. In der Jahresmitte 1916 wurde die bayerische Division an der Somme eingesetzt, bei der ersten großen Materialschlacht jenes Krieges.

Im Herbst 1916 verlegten die 3 Regimenter seiner Division nach Rumänien an die örtlichen Kriegsschauplätze in den Karpaten — hier gab es harte Gefechte, vor allem den Berg Catumba und im Sulta-Tal.

Bei diesen Kämpfen wurde der 40jährige Pater Mayer am 30. Dezember 1916 so schwer verwundet, daß ihm auf dem Hauptverbandsplatz das linke Bein beim Kniegelenk amputiert werden mußte. Die Schwere der Verletzung machte eine lange Pflege und Behandlung in den Lazaretten notwendig. Auch gab es Rückschläge. So mußte nach einer Infektion ein zweites Mal oberhalb des Knies amputiert werden — das war an seinem 41. Geburtstag am 23. Januar 1917. Dann ging es wieder aufwärts.

Ende März 1917 kam er nach einem Zwischenaufenthalt im deutschen Kriegslazarett in Klausenberg nach München. Hier macht seine Heilung so gute Fortschritte, daß er am 27. Oktober 1917 zum ersten Male wieder das heilige Meßopfer feiern konnte. Daß dies in der Ignatiuskapelle der einstigen Jesuitenkirche, der barocken Heilig-Kreuz-Kirche in Landsberg geschah, war für den Sohn des heiligen Ignatius von Loyola von ganz besonderer Be-

deutung. Jetzt wußte er, daß er seinen geliebten Dienst für Gott und für die Nächsten fortsetzen konnte. Immer mehr war Pater Mayer sich auch dessen gewiß, daß die seelsorgerischen Erfahrungen, die er als Feldgeistlicher in den schweren Jahren des Ersten Weltkrieges gemacht hatte, ihm neue Erkenntnisse für seinen weiteren seelsorgerischen Dienst an den Menschen gebracht hatten.

Mit frommen Worten ist es nicht getan . . .

Helmut Fettweis

Nach einem reinigenden Regenguß in der Nacht sind Münchens Straßen am Sonntag, dem 3. Mai vom Staub befreit.

U-Bahn, S-Bahn und Busse befördern die Gläubigen zum Olympiastadion. In der Stadt selbst ist es ruhig. Man merkt in einer Millionenstadt nicht viel, wenn sich fast hunderttausend Menschen — meist unterirdisch — in eine bestimmte Richtung bewegen.

In der U-Bahn wieder ein bezeichnender Gesprächsfetzen: „So ein Programm, so eine Mühe, nur für uns“ . . .? Und tatsächlich muß man an diese Worte denken, wenn man die Gesamtreise noch einmal überschaut. Denn diese Reise ist ja nicht eine Jubelfahrt. Man weiß, daß dieser Papst die Sorgen der Menschen ernst, sehr ernst nimmt. Am meisten aber bedrückt ihn, daß so viele Menschen — gerade auch in Deutschland — nicht böswillig, sondern achselzuckend vor der Kirche und ihrer Botschaft stehen.

Es werden Erinnerungen an den Besuch des Heiligen Vaters in Chile wach (bitte lesen Sie auch S. 39 ff.) Dort hat er unter anderem gesagt: „Man kann das Böse nicht durch das Gute besiegen, wenn man den Sinn für Gott nicht besitzt“.

Und dieser Sinn für Gott scheint für uns mehr und mehr abhanden zu kommen. Man gefällt sich in anerkennenden Worten für „gute Taten“, aber klammert Gott aus. Man ergeht sich im Wohlstand, aber verschiebt die Erinnerung an Gott in die letzte Stunde (vgl. hohe Zahl kirchlicher Beerdigungen, geringere Zahl von kirchlichen Taufen und Sakramentsempfangern).

Eindringlich hat der Papst in Chile die Menschen des dortigen Landes gewarnt: „Das Los der Menschen steht auf dem Spiel: Der Mensch kann eine Welt ohne Gott bauen, aber diese Welt richtet sich schließlich gegen den Menschen.“

Und was tun viele Menschen, sie hören einfach nicht hin, sie verhöhnen den Rufer in geschmacklosester Weise. Aufrufe zum Mord und zur Brandstiftung werden laut.

In einer Kleinanzeige in einer Bonner Zeitung ist zu lesen: „Der Papst lebt in Rom, die Kirche lebt von unten“.

In diesen Worten, wie auch im Verhalten vieler Menschen wird die Ursünde der Hybris erkennbar. In diesere Hybris sind grausame Diktatoren ebenso gescheitert wie einzelne Menschen und ganze Völker. Die Kirche ist Stiftung von „Oben“ von Christus. Nur durch ihn lebt sie für die Menschen „unten“. So muß der Papst warnen. Er muß es um so mehr, weil ihm als Oberhaupt der größten Kirche auf dieser Welt die Aufgabe „das Wort zu künden, gelegen oder ungelegen“ im Glauben von Christus über Petrus und die Apostel anvertraut worden ist.

Was wirft man diesem Papst nun konkret vor? Er predigt gegen Krieg und Unterdrückung, er verkündet Frieden und eine gerechte Verteilung von Arbeit und Brot. Er verur-

teilt den Überfluß und die ungerechten Strukturen. Er widerspricht dem Materialismus dieser Zeit. Er fordert die Abrüstung, er verlangt Solidarität mit den Armen — nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Völker — er brandmarkt das reine Profitstreben.

Und in dieser Situation stärkt er die, die fest stehen im Glauben, die aber gefährdet und oftmals mutlos sind.

Er führt an, daß es zu allen Zeiten schwierige Situationen gegeben hat, daß aber auch von Gott begnadete Menschen den Ausweg aufgezeigt haben: Jesus Christus, der von sich selbst gesagt hat, daß „Er“ der Weg sei, der einzige.

Er stellt auch — man kann es nachlesen — sachlich und nüchtern fest, daß ein Staat, ein Volk und auch die Kirche nicht frei sind vom Versagen. Aber ebenso deutlich zeigt er auf, daß — allen besser wissenden Wissenschaftlern zum Trotz — diese Kirche auch die Kraft hat, im Versagen noch Hoffnung und Werte zu vermitteln. Wegweiser sind in solchen Zeiten die heiligen Frauen und Männer, ob sie den Märtyrertod erlitten haben oder „noch einmal davongekommen“ sind.

Diesen Menschen — und es waren ja tausende Priester und engagierte Laien im KZ oder wurden verfolgt — dazu zählt auch der „Löwe von Münster“ Kardinal Clemens von Galen, dazu rechnen auch die vielen unbekannten aufrechten Männer und Frauen —, ist es zu verdanken, daß das deutsche Volk nach diesem Krieg durch einen weitgehend gemeinsamen ethischen und moralischen Konsens zu einem neuen Anfang finden konnte. Und auch die Zahl der Bischöfe, die — zuweilen erst nach Umwegen — sich aktiv gegen den NS-Staat gestellt haben, ist nicht so klein, wie manche glauben machen wollen.

Diese Gedanken begleiten den Weg zum Olympiastadion. Es ist 9.15 Uhr in der Frühe. Die Sonne versucht gegen die Wolken zu kämpfen, das Stadion füllt sich langsam aber stetig — eigentlich im 10 Minuten-Takt der ankommenden Verkehrsmittel.

Liebe alte Freunde können begrüßt werden, unser Ehrenvorsitzender Oberst a.D. Georg Heymen, unser Justitiar, Oberst a.D. Günter Reichel und natürlich der Militärdekan des Wehrbereiches VI., Peter Rafoth.

Bekannte aus Presse und Rundfunk sitzen in der Nähe. Einige haben einen Monitor dabei und so kann man ab und an das Geschehen in der Mitte des großen Stadions in Nahaufnahme erleben.

Die besonderen Ehrengäste, Kardinäle, Bischöfe, Minister, Bürgermeister, von den Parteien, haben im Bereich des Spielfeldes ihren Platz.

Über 50 Bischöfe zählt die Liste. Der Bayerische Ministerpräsident Dr. Franz Josef Strauß ist ebenfalls zu erkennen. Die Fülle der Namen — auch aus der Oekumene — kann hier einfach nicht aufgezählt werden. Zu erwähnen sind jedoch noch die besonderen Gruppen: Bayerisches Königshaus, Konsularisches Korps, Mitglieder des Bundestages und des Europaparlamentes, Mitglieder des Landtages und des Städtetages, Stadträte und Vertreter hoher Bundes- und Landesbehörden sowie der Universitäten.

Es ist ein wogendes, farbiges Bild.

Die Ehrengäste sind zweifellos dem Geschehen ganz nahe, doch wenn es regnet, so stellt man auf der überdachten Pressetribüne fest, dann werden sie alle naß — und sie wurden es auch — wenn auch nur kurzfristig.

10.10 Uhr: Eine Staffel von fünf Hubschraubern nähert sich und ein begeistertes Klatschen füllt das weite Rund fast 10 Minuten lang.

Auf einer Anhöhe hebt sich deutlich vom grauen Himmel eine Reitersilhouette ab, ein Polizeiposten der äußeren Sicherheitskette.

10.15 Uhr: Die letzten Blöcke füllen sich. Gruppen mit Bussen haben Schwierigkeiten mit der Anfahrt. Doch die Polizei in München entwirrt auch die größten Wagenknäule.

Einige Meter entfernt sehe ich eine Mutter mit zwei kleinen Kindern. Das kleine Mädchen hält liebevoll zwei Stoffhasen, weil der ältere Bruder mit der Mutter die Lieder im Heft sucht, die in der Messe gesungen werden sollen.

10.16 Uhr, Bewegung im weiten Rund, einige Hubschrauber drehen ab, der Heilige Vater ist gelandet. Bayerische Polizei stellt sich zum Spalier auf. Inzwischen immer noch vereinzelt Klatschen.

Nachzutragen ist das Erscheinen der Ehrengäste. Sie werden über die Informationszentrale benannt.

Auffällig ist dabei der besonders starke und lange Beifall für Kardinal Joseph Ratzinger. Auch der starke Beifall für unseren Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, ist bemerkenswert.

10.25 Uhr: Das Stadion ist voll, und in den Wandelgängen halten sich noch viele auf, die entweder keine Karte bekommen haben oder einfach versuchen wollen, ins Stadion zu gelangen. Ihnen bietet sich „nur“ das Erlebnis der Landung des Papstes.

Dann kommt in seinem Wagen der Heilige Vater. Fast südländischer Jubel brandet auf. Der Jubel gilt aber nicht — oder zumindest nicht vorwiegend dem Menschen Karol Wojtyła, sondern dem, der in das Amt des menschlichen Stellvertreters Christi auf dieser Erde berufen wurde, dem Petrus unserer Tage.

10.30 Uhr: Der Papst steigt aus und geht in die Sakristei. Die Menschen winken ihm zu, sie müssen ihm zuwinken — es ist wie ein Gruß, dem man einem geliebten Menschen, dem geschickten Mitbruder zusenden möchte. Denn man weiß, wenn dieser Mensch in einigen Minuten aus der Sakristei zurückkehrt, dann gehört er — wie auch der Priester — nicht mehr nur den Menschen, dann ist er Gott geweiht. Vielleicht mag manch' junger Mensch das nicht so sehen. Aber es bleibt doch ein Unterschied, ob ich mich den Menschen zuwende oder ganz in dem Dienst für Gott aufgehe. — Wir sollten das Geheimnis des Heraushebens zum heiligen Dienst wieder stärker bewußt werden lassen. Der Priester ist — auch wenn er Mensch und Bruder bleibt wie Jedermann —, im heiligen Dienst nicht mehr der Kumpel, der Kamerad. Er ist der Geweihte des Herrn. Weder gehört sein Leben

noch ihm, nicht mehr uns, seinen Brüdern, sondern Gott allein. So sollte auch wieder tiefe Ehrfurcht herrschen vor der Stätte, an der Christi Opfer, sein Fleisch und Blut jedesmal neu zum Unterpfang seiner Erlösung aus den irdischen Gaben, gewandelt werden.

— Das „Papamobil“ fährt weg, man sieht, daß es auch schneller als Schritt fahren kann. —

Der Gottesdienst

Der Heilige Vater betritt das weite Rund in den liturgischen Gewändern. Voran das Vortragekreuz, die Vielzahl der Meßdiener, Priester und Bischöfe. Im Stadion wird es sehr still. — Selbst die Kollegen an den Schreibmaschinen halten ein. Der Duft des Weihrauchs steigt bis zu den Tribünen hoch. Die heilige Liturgie — die Feier unserer Erlösung beginnt.

Vorsänger und Gemeinde singen „Christus gestern, Christus heute, Christus in Ewigkeit“. In die tiefe Feierlichkeit gehen die Gedanken zurück als in Deutschland solch ein offenes Bekenntnis durch staatliche Reglementierungen eingeschränkt war. Wissen die Jungen eigentlich noch, daß ihre Väter und Großväter einmal aus innersten, gequälten Herzen sangen: „Christus mein König, Dir allein...“? Doch zurück ins Stadion von München. Nach der Litanei, dem Schuldbekenntnis — und wer im weiten Rund ist ohne Schuld? — singt der Chor das Kyrie.

Seligsprechung

Nun tritt der Hochwürdigste Herr Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter vor.

Er ist begleitet vom Postulator des Seligsprechungsverfahrens, Pater Paolo Molinari S.J.

Sie bitten, daß der Heilige Vater, der Diener Gottes, daß er erlauben möge, Pater Rupert Mayer S.J. in Zukunft als Seligen zu verehren.

Der Erzbischof begrüßt in der Stille der Versammlung den Papst:

„Heiliger Vater!“

In großer Freude heiße ich Sie, den Nachfolger des heiligen Petrus, mit einem herzlichen „Grüß Gott“ in München willkommen. (!) Diesen Willkommgruß entbiete ich Ihnen auch im Namen der vielen Gläubigen, die hier im Olympiastadion versammelt sind, und all derer, die über Fernsehen und Rundfunk sich betend mit uns verbinden. (!) Pius XII. hat in München glückliche Jahre verlebt, wir wünschen dem Heiligen Vater, daß Sie wenigstens glückliche Stunden erleben mögen. (!!!)

Sie sind zu uns gekommen, um Pater Rupert Mayer zur Ehre der Altäre zu erheben. Erst vor eineinhalb Jahren haben Sie in Rom die Münchener Ordensfrau Schwester Maria Theresia von

*) Der Beifall ist je nach Stärke in Ausrufungszeichen (!) kenntlich gemacht.

Jesu Gerhardinger seliggesprochen. (!) Und in Bälde dürfen wir — so hoffen wir — die nächste Seligsprechung eines Münchners, des Paters Kaspar Stanggassinger, erleben. (!)

Sie sehen also, Heiliger Vater, in München kann man heilig werden. (!!!)

Wir danken Ihnen von Herzen, daß Sie eigens nach München gekommen sind, um Pater Rupert Mayer in unserer Mitte seligzusprechen. (!) Denn hier hat er die Hälfte seines Lebens verbracht. In Stuttgart geboren, hat er hier gearbeitet, gekämpft und gelitten. Hier ist er heilig geworden. Hier wird er verehrt als Apostel Münchens. Als in Deutschland, in jenen unseligen Jahren die Lichter ausgingen, strahlte von hier aus das Licht seines christlichen Zeugnisses kraftvoll in das ganze Bayernland, ja in unser ganzes deutsches Vaterland. (!) Sein Licht leuchtet heute noch ungebrochen, und von diesem Tag wird es noch heller erstrahlen. (!)

Es freut uns, daß wir in unserer Mitte zahlreiche Angehörige von Pater Rupert Mayer begrüßen dürfen. (!) Unter uns sind auch viele Gläubige, die Rupert Mayer noch persönlich gekannt haben, und viele, die in den verschiedensten Nöten und Sorgen von ihm Hilfe empfangen haben. (!)

Möge das Gedächtnis des Herrn, das wir nun mit Ihnen feiern dürfen, der größeren Ehre Gottes dienen, Ihnen Freude bereiten und Kraft schenken für Ihren verantwortungsschweren Dienst als Nachfolger Petri, uns alle aber im Glauben stärken und anspornen, wie Rupert Mayer auf dem Weg der Heiligkeit voranzuschreiten.“

Sodann fährt der Kardinal fort:

„Heiliger Vater!

Im Namen der Gläubigen im Erzbistum München und Freising und in allen deutschen Diözesen sowie im Namen des Jesuitenordens bitte ich Sie, Pater Rupert Mayer in das Verzeichnis der Seligen aufzunehmen und zu gestatten, ihn öffentlich in der Kirche zu verehren. (!!!)

Kurze Vita von Pater Rupert Mayer

Rupert Mayer wurde 1876 in Stuttgart geboren und 1899 in Rottenburg zum Priester geweiht. Im darauffolgenden Jahr trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Volksmissionar wurde er im Januar 1912 nach München berufen. Hier entfaltete er eine so segensreiche Wirksamkeit, daß ihm der ehrenvolle Titel ‚Apostel Münchens‘ zuteil wurde. (!)

Seine Tätigkeit in München begann er als Seelsorger der ‚Zuwanderer‘. Noch vor dem ersten Weltkrieg gründete er mit zwei anderen Priestern die Gemeinschaft der ‚Schwestern von der heiligen Familie‘ und sorgte für deren geistliche Formung. (!) Beim Ausbruch des Krieges 1914 meldete er sich freiwillig als Feldgeistlicher an die Front. Im Dezember 1916 wurde er in Rumänien schwer verwundet. Sein linkes Bein mußte amputiert werden.

Nach München zurückgekehrt, nahm Rupert Mayer ungeachtet der schweren Behinderung seine Tätigkeit wieder auf. Kardinal Faulhaber bestellte ihn 1921 zum Präses der Marianischen Männerkongregation am Bürgersaal in München, der unter seiner geistlichen Leitung eine Blüte erlebte. Um den Ausflüglern am Sonntag die Mitfeier der heiligen Messe zu ermöglichen, führte er 1925 die Gottesdienste am Münchener Hauptbahnhof ein. (!!)

In der schweren Zeit nach dem Ersten Weltkrieg stand das Herz dieses Mannes offen für die Armen. In Scharen kamen sie täglich zu ihm. Von ihm fühlten sie sich verstanden und angenommen. Und keinen ließ er ohne Hilfe weggehen. Pater Rupert Mayer war ein Fenster, durch das das Licht der Liebe Gottes wärmend und heilend bineinstrahlte in unsere Stadt München, vor allem in die Herzen der Armen und Notleidenden. (!) Er war ein gesuchter Beichtvater. Ungeachtet der Schmerzen, infolge seiner Verwundung, hielt er stundenlang im Beichtstuhl aus, um den Menschen im Sakrament der Buße Gottes Erbarmen zu vermitteln und ihnen in ihren geistlichen Nöten beizustehen. (!)

Bereits in den unruhigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war Pater Rupert Mayer in öffentlichen Versammlungen gegangen, um den christlichen Glauben und die Rechte der Kirche zu verteidigen. Hellsichtig, wie er war, hat er schon damals erkannt und offen ausgesprochen, daß es für einen katholischen Christen keine Zusammenarbeit mit dem gottwidrigen System des Nationalsozialismus geben kann. (!!) Nach 1933 nahm der Kampf mit den neuen Machthabern stetig an Schärfe zu. 1937 erhielt er Redeverbot. Doch Pater Rupert Mayer ließ sich das Recht zu predigen nicht nehmen. Furchtlos trat er für die Wahrheit ein. Lieber ging er ins Gefängnis, als daß er dem Unrecht und der Lüge gewichen wäre. (!!!)

Dreimal wurde er verhaftet. Nach der letzten Haft im November 1939 wurde er ins Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin gebracht. Keine Klage kam über seine Lippen, ja er dankte Gott, daß er gewürdigt wurde, für den Namen Christi Schmach zu erleiden (vgl. Apg 5,41). Die Gefangenschaft sah er nicht als Schande an, sondern als Krönung seines Lebens. Rupert Mayer legte sein Leben ganz in Gottes Hand. Er war auch bereit, als Märtyrer zu sterben. Doch die Machthaber wagten es nicht, ihn zum Märtyrer zu machen. So wurde er im August 1940 aus dem Konzentrationslager entlassen und in der Benediktinerabtei Ettal interniert. Diese Zeit war für ihn wohl die schwerste.

Auch dieses drückende Los der Unfreiheit nahm er aus Gottes Hand an. So fand seine Hingabe an Gott ihre letzte Reife.

Beim Einmarsch der amerikanischen Truppen am 6. Mai 1945 erlangte Rupert Mayer die Freiheit wieder. Am 11. Mai kehrte er nach München zurück. Sein erster Weg führte ihn zum Gnadenbild der schmerzhaften Mutter aus der Herzogspitalkirche, die er sehr verehrte. (!) Sofort nahm er sich wieder der Notleidenden an und setzte sich überall für Verzeihung und Versöhnung ein.

Am Allerheiligentag 1945 erlitt er bei der Predigt während der heiligen Messe in der Kreuzkapelle der St. Michaelskirche einen Schlaganfall. Wenige Stunden später holte der Herr seinen guten und getreuen Knecht heim in seine ewige Freude. (!)

Heiliger Vater, im Namen der Erzdiözese München und Freising und im Namen der Gesellschaft Jesu und deren Generalpostulator bitte ich Sie, diesen Zeugen des Glaubens und Apostel der Nächstenliebe in das Verzeichnis der Seligen unserer Kirche aufzunehmen.“

Danach antwortet der Heilige Vater:

„Gerne erfüllen wir die Bitte unseres Bruders Friedrich Wetter, Erzbischof von München und

Freising, und vieler anderer Brüder im Bischofsamt sowie zahlreicher Christgläubiger und gestatten nach Beratung mit der Kongregation für die Heiligsprechungsverfahren kraft Unserer Apostolischen Autorität, daß der ehrwürdige Diener Gottes Rupert Mayer künftig Seliger genannt wird. Sein Gedächtnis kann alljährlich am 3. November an den Orten in der Weise gefeiert werden, wie es die Vorschriften bestimmen.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Der Erzbischof dankt mit den Worten:

„Heiliger Vater! Als Erzbischof von München und Freising danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß sie dem ehrwürdigen Diener Gottes Rupert Mayer heute den Titel eines Seligen verliehen haben.“ (!!!!)

Nachdem der kaum enden wollende Beifall abgeebbt ist, braust im weiten Rund des Stations das Gloria auf: „Allein Gott in der Höh’ . . .“

Nach der ersten und zweiten Lesung folgt das Evangelium (Mt 10, 16–20) „Seht, ich sende euch . . .“

Die Predigt

Die Predigt des Heiligen Vaters zieht dann wiederum alle in den Bann:

„Verehrte Mitbrüder, liebe Brüder und Schwestern!

1. Der Aufruf des Apostels Paulus zur Stärke im Herrn ist gleichsam die angemessene Ergänzung jener Worte, die Jesus bei der ersten Aussendung der Apostel spricht. Die Kirche nimmt beide Texte heute als Lesungen für die Liturgiefeier, in der ich euren Landsmann, den Jesuitenpater *Rupert Mayer*, seligsprechen darf; hier in der Stadt München, mit der sein Leben und priesterlicher Dienst auf das engste verbunden sind.

Erst vor eineinhalb Jahren konnte ich in Rom die bayerische Ordensfrau Schwester Maria Theresia von Jesu Gerhardinger zur Ehre der Altäre erheben, die ebenfalls in dieser Stadt gelebt und weltweit gewirkt hat. Es ist mir deshalb eine besondere Freude, heute wiederum einen aus eurer Mitte im Namen der Kirche den Gläubigen zur Verehrung und Nachahmung vor Augen zu stellen. (!!)

Pater Rupert Mayer wird zu Recht ‚Apostel Münchens‘ genannt. Aber das Licht seines Lebens und Wirkens leuchtet weit über diese Stadt hinaus in die weite Welt.

Von Herzen grüße ich alle, die sich hier eingefunden haben, um im festlichen Gottesdienst gemeinsam mit uns diesen Gnadentag zu begehen. (!!)

Nicht wenige davon haben unseren neuen Seligen gewiß noch persönlich gekannt. Mein *brüderlicher Gruß* gilt vor allem dem verehrten Herrn Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter (!) sowie allen anwesenden Bischöfen, den Priestern und Ordensleuten, (!) darunter besonders den Patres und Brüdern der Gesellschaft Jesu, (!) der unser Seliger angehört hat, und den Schwestern der Heiligen Familie, (!) deren Mitbegründer und langjähriger Spiritual er gewesen ist. Ich grüße ferner seine Landsleute aus der Heimatdiözese Rotten-

burg (!) und die Mitglieder der Marianischen Männerkongregation, (!) die in ihrem früheren Präses nun einen mächtigen himmlischen Fürsprecher erhalten; (!) ebenso die Vertreter aus Staat und Gesellschaft sowie alle Gäste von nah und fern, die durch ihre Anwesenheit das Andenken dieses mutigen Glaubenszeugen ehren. (!!)

2. Die Worte des heutigen Evangeliums, die Christus bei der ersten Aussendung an die Apostel gerichtet hat, scheinen im Leben und Wirken des Dieners Gottes Rupert Mayer eine neue Aktualität zu gewinnen. Christus sagt: ‚Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben!‘ Und darauf: ‚Nehmt euch aber vor den Menschen in acht‘ (Mt 10, 16–17). Wie vielsagend sind doch diese Worte: *Ich sende euch zu den Menschen* — und zugleich: *Ich warne euch vor den Menschen*. Und warum warnt Christus seine Jünger vor Ihnen? ‚Sie werden euch vor die Gerichte bringen. . . Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt. . .‘ (Mt 10, 17–18).

Als Rupert Mayer sich im Jahre 1900 als junger Priester zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu entschloß, galten die Jesuiten noch offiziell als ‚Reichsfeinde‘, die durch Gesetz des Landes verwiesen und verboten waren. Er selbst bezeichnet sie als ‚Geächtete, Verbannte und Heimatlose‘. Durch seinen baldigen Ruf nach München wurde Pater Mayer in zunehmendem Maße mit antireligiösen und antikirchlichen Strömungen, mit einer Atmosphäre von Hohn und Haß gegen Christus und die Kirche konfrontiert, in der es immer mehr Mut und Tapferkeit erforderte, den katholischen Glauben frei zu bekennen. Je offenkundiger und brutaler in jenen Jahren der Kampf gegen Religion und Kirche wurde, ein um so entschiedener und unerschrockener *Kämpfer für die Wahrheit des Glaubens und für die Rechte der Kirche* wurde unser neuer Seliger.

Wir hörten in der Lesung aus dem Epheserbrief die Worte des Apostels: ‚Legt die Rüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils standhalten, alles vollbringen und den Kampf bestehen könnt. . . Gürtet euch mit Wahrheit. . . Vor allem greift zum Schild des Glaubens. . . Nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes!‘ (Eph 6, 13–17). Was der Apostel hier empfiehlt, hat Rupert Mayer in hervorragender Weise getan. Er hat Gottes Rüstung angezogen und sie bis zu seinem Tod nie mehr abgelegt. Unerschrocken und unbeugsam kämpfte er für die Sache Gottes.

3. ‚Wenn man euch vor Gericht stellt, macht euch keine Sorgen. . .‘, sagt Jesus weiter zu den Aposteln. Rupert Mayer wußte, daß nach 1933 seine *Predigten von der Polizei überwacht* wurden. Trotzdem verkündete er die Wahrheit ungeschminkt und unverkürzt. Als er gefangengenommen wurde, gab er vor der Geheimen Staatspolizei zu Protokoll: ‚Ich erkläre, daß ich im Falle meiner Freilassung trotz des gegen mich verhängten Redeverbotes nach wie vor sowohl in den Kirchen Münchens als auch im übrigen Bayern, aus grundsätzlichen Erwägungen heraus, predigen werde.‘ (!!)

Er konnte nicht schweigen, ebenso wenig wie der Apostel Paulus, der sagte: ‚Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!‘ (1 Kor 9, 16).

Bereitwillig nahm unser Seliger dafür *Gefängnis und Konzentrationslager* auf sich. Er

schrieb auf den Fragebogen, den er im Gefängnis auszufüllen hatte: ‚Ich bin mit diesem Los keineswegs unzufrieden: ich empfinde es nicht als Schande, sondern als Krönung meines Lebens‘. Und aus der Gestapo-Haft vor der Einlieferung in das Konzentrationslager Sachsenhausen berichtet er: ‚Als die Gefängnistür eingeschnappt war und ich allein in dem Raum war, in dem ich schon so viele Stunden zugebracht hatte, kamen mir die Tränen in die Augen, und zwar waren es Tränen der Freude, daß ich gewürdigt wurde, um meines Berufes willen eingesperrt zu werden und einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzusehen.‘ Das ist nicht die Stimme eines lediglich tapferen Menschen, sondern eines Christen, der *stolz darauf ist, am Kreuz Christi teilzuhaben*. (!) Vorgestern habe ich in Köln die Karmelitin Schwester Teresia Benedicta a Cruce, die vom Kreuz Gesegnete, seliggesprochen. Beide Selige gehören zueinander. Denn auch euer Münchener Seliger, Pater Rupert Mayer, war vom Kreuz gesegnet.

In einem Brief aus dem Gefängnis an seine betagte Mutter lesen wir: ‚Jetzt habe ich wirklich nichts und niemanden mehr als den lieben Gott. Und das ist genug, ja übergenug. Wenn die Menschen doch einsehen wollten, es gäbe viel mehr Glückliche auf Erden.‘ In der Einsamkeit seiner Haft galt das ganze Mühen von Pater Rupert Mayer der *Vertiefung seiner inneren Bindung an Gott*. In völliger Hingabe an ihn suchte er alle Bedrängnisse und Nöte für seine innere Erneuerung und Heiligung fruchtbar zu machen. Als Angeklagter vor seinen Richtern erfuhr er die tröstende und stärkende Nähe Gottes, die Christus seinen Zeugen verheißen hat: ‚...macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden‘ (Mt 10, 19–20).

4. Diese Worte Jesu sind eine Vorankündigung der Lebensgeschichte der Apostel, der *besonderen Gegenwart Gottes in ihrem Wirken*, vor allem in ihrem Glaubenszeugnis. Sie bewahrheiten sich schon in jener Begebenheit, von der die heutige erste Lesung spricht. Am Pfingstfest, trat Petrus auf, zusammen mit den Elf (Apg 2, 14) und sprach zum ersten Mal zu den versammelten Bewohnern von Jerusalem und den Besuchern, die zum Fest gekommen waren. Er legte Zeugnis ab für Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Ist es aber wirklich nur Petrus, der an diesem bedeutungsvollen Tag spricht? Oder ist es vielleicht ‚nicht nur Petrus‘? In der Tat! Durch Petrus spricht zugleich der Geist des Vaters und des Sohnes.

Ebenso scheinen die Worte des Psalmisten und Königs David, die Petrus anführt, nicht nur von diesem, sondern auch von unserem neuen Seligen gesprochen zu werden: ‚Du zeigst mir die Wege zum Leben, du erfüllst mich mit Freude vor deinem Angesicht‘ (Apg 2, 28). Selbst inmitten großer Bedrängnis erfährt Pater Rupert Mayer Gott als die innere Kraft und beglückende Erfüllung seines Lebens. Zugleich wird er aus dieser tiefen Verbundenheit mit Gott in den Zeiten großer Not selbst für viele Menschen zum Quell des Trostes, zum Vermittler neuer Hoffnung und Zuversicht, zum *Vater der Armen*, die ihn ihren *15. Nothelfer* nannten. Wie sich die Menschen einst um Jesus scharten und bei ihm Hilfe fanden, strömten sie mit allen ihren Nöten auch zu ihm. Sechzig, siebzig Hilfesuchende klopfen täglich an seine Tür. Mit offenem Herzen nahm er sie alle auf.

Viele Stunden verbrachte er auch im Beichtstuhl, zu dem sich die Menschen drängten, um Hilfe in ihren geistlichen Nöten zu suchen.

„Es muß Wärme von uns ausgehen, den Menschen muß es in unserer Nähe wohl sein und sie müssen fühlen, daß der Grund dazu in unserer Verbindung mit Gott liegt.“ Mit diesem Wort sagt uns der neue Selige, worum es ihm im Dienst an den Armen ging: Er wollte Gottes Liebe sichtbar und erfahrbar machen und die Menschen spüren lassen, daß sie von Gott geliebt sind.

5. Der Grundsatz, dem Pater Rupert Mayer zeitlebens treu geblieben ist, lautet: „Christus, der Mittelpunkt unseres Lebens. Zwischenlösungen gibt es nicht.“ (!!) Was er war, das wollte er ganz sein. Diese seine *Entschiedenheit in der Nachfolge Christi* hat ihn auf den Weg der Heiligkeit geführt. Gemäß dem Wahlspruch seines Ordens: „alles zur größeren Ehre Gottes“ ging es ihm vor allem um Gottes Ehre und damit um die Rechte Gottes. „Der Herrgott hat das erste Anrecht auf uns“, sagte er. Und er wußte, daß er damit auch für die Rechte und Würde des Menschen kämpfte.

Wir hören heute viel von Menschenrechten. In sehr vielen Ländern werden sie verletzt. *Von Gottesrechten aber spricht man nicht.* (!!) Und doch gehören *Menschenrechte* und *Gottesrechte* zusammen. (!!) Wo Gott und sein Gesetz nicht geehrt werden, erhält auch der Mensch nicht sein Recht. (!) Wir sehen das deutlich am Verhalten der nationalsozialistischen Machthaber. Sie kümmerten sich nicht um Gott und verfolgten seine Diener; und so gingen sie auch unmenschlich mit den Menschen um, in Dachau vor den Toren Münchens wie in Auschwitz vor den Toren meiner früheren Bischofsstadt Krakau. Auch heute gilt: Gottesrechte und Menschenrechte stehen und fallen miteinander. (!!) Unser Leben ist nur dann in Ordnung, wenn unser Verhältnis zu Gott in Ordnung ist. Deshalb sagte Pater Rupert Mayer in den weltweiten Bedrängnissen des letzten Krieges: „Die heutige Zeit ist eine furchtbar ernste Mahnung für die Völker der Erde, zurückzukehren zu Gott. Es geht nicht ohne Gott!“ (!!) Dieses Wort unseres Seligen hat auch heute nichts an Gewicht verloren. Auch heute gilt es, Gott zu geben, was Gottes ist. Dann wird auch dem Menschen gegeben werden, was des Menschen ist. (!!!)

6. Liebe Brüder und Schwestern! Die Seligen und Heiligen der Kirche sind Gottes lebendige und gelebte Botschaft an uns. Deshalb stellt sie uns diese *zur Verehrung und Nachahmung* vor Augen. Öffnen wir uns also heute jener Botschaft, die uns der neue Selige Rupert Mayer durch sein Wort und Wirken so anschaulich verkündet. Suchen wir wie er in Gott die Mitte und Quelle unseres Lebens. Auf Gott baute er in unerschütterlichem, kindlichem Vertrauen. „Herr, wie du willst, soll mir geschehn, und wie du willst, so will ich gehn, hilft deinen Willen nur versteh’n“, so lautet der erste Vers seines Lieblingsgebetes. Gott, der Herr, war die Quelle, aus der er in langen Stunden des Gebetes, in der heiligen Messe und in der täglichen treuen Pflichterfüllung die Kraft schöpfte für sein erstaunliches Lebenswerk.

Suchen auch wir aus derselben Kraftquelle unser Leben und unsere Umwelt zu gestalten. Der selige Rupert Mayer ist für uns alle ein Vorbild und *Anruf, ein heiliges Leben zu füh-*

ren. Heiligkeit ist nicht eine Sache für einige auserwählte Seelen; zur Heiligkeit sind wir alle berufen, alle ohne Ausnahme. (!) Und er selbst sagt uns auch, was zu einem heiligen Leben gehört: ‚Keine außergewöhnliche Arbeit, keine außergewöhnlichen religiösen Erlebnisse, keine Erscheinungen. Nur: Heroische Tugend‘. Das heißt: Tag für Tag treu und unbeirrt Gottes Willen tun und aus seiner Gegenwart leben; (!) jeder ganz persönlich und auch in der Familie. (!!)

Wir wissen, wie unserem Seligen besonders die *christliche Familie* am Herzen lag und er zu ihrer Förderung mit zwei anderen Priestern sogar eine eigene Schwesterngemeinschaft gegründet hat. Die hohe Zahl der Ehescheidungen und die geringe Kinderzahl zeigen, welch großen Belastungen und Bedrohungen die Familie in der heutigen Gesellschaft ausgesetzt ist. (!) In euren Familien aber entscheidet sich die Zukunft eures Volkes, auch die Zukunft der Kirche in eurem Volk. (!!)

Haltet zusammen, daß die Familien gestärkt werden. Haltet die Ehe heilig und laßt die eheliche Liebe fruchtbar werden in den Kindern, die Gott euch schenken will.

7. Sein Leben heiligen heißt aber auch, sich *für das öffentliche Leben mitverantwortlich* zu fühlen und es aus dem Geiste Christi mitzugestalten. (!!)

Keinem Christen darf es gleichgültig sein, wie es in der Welt zugeht. Männer, Frauen und meine jungen Freunde, euch alle rufe ich auf: Setzt euch wie Rupert Mayer für Gottes Rechte und Gottes Ehre auch in der Öffentlichkeit ein. (!!)

Laßt nicht zu, daß die Entchristlichung weiter um sich greift. Seid Salz der Erde und tragt das Licht der Wahrheit Gottes in alle Bereiche des Lebens hinein. (!!)

Das ist der Dienst, den wir der Welt schulden. Es geht nicht ohne Gott! Habt nach dem Vorbild unseres Seligen vor allem auch ein *Herz für die Armen*. Ihr lebt in einem Land, das zu den wohlhabendsten Ländern der Erde gehört. Laßt euer Herz durch euren Besitz nicht stumpf werden für die Not der Hilfsbedürftigen und Vergessenen am Rande eurer Gesellschaft und in aller Welt. (!!)

Macht auch ihr durch eure Güte Gottes Liebe sichtbar und erfahrbar unter euren Mitmenschen.

Liebe *Schwestern von der Heiligen Familie*, eure Gemeinschaft wurde durch Pater Rupert Mayer nicht nur mitgegründet, sondern vor allem auch geistig geformt. Haltet seinen Geist lebendig. Euer Ideal veraltet nicht. Die Aufgabe, für die eure Gemeinschaft gegründet wurde, ist noch immer zeitgemäß.

Liebe Soldaten der *Marianischen Männerkongregation*, ihr hütet in eurer Kongregationskirche als kostbaren Schatz das Grab des neuen Seligen, an dem ich nach diesem Gottesdienst beten werde. Hütet auch das geistige Erbe, das er euch hinterlassen hat: die Liebe zu Maria und die Bereitschaft zum Dienst an der Welt. (!!)

Liebe Patres und Brüder der *Gesellschaft Jesu*, euch beglückwünsche ich zu eurem Mitbruder, den wir von heute an als Seligen verehren. Er ist eine Zierde eures Ordens. Möge er euch auch Vorbild und Ansporn sein, treu dem hohen Ideal des heiligen Ignatius von Loyola euren Dienst in Kirche und Welt zu erfüllen. Euer seliger Mitbruder hat nach diesem hohen Ideal gelebt. Er stehe euch bei, seinem Beispiel zu folgen.

8. ‘Seht, ich sende euch . . . *werdet stark durch den Herrn!*‘

Liebe Brüder und Schwestern! Sagt nicht auch der selige Rupert Mayer diese Worte am

heutigen Tag seiner Seligsprechung zu uns, die wir hier versammelt sind? Zu euch, seinen Landsleuten, hier in dieser Stadt und im ganzen Land? Zur Kirche von München? Zur ganzen Gesellschaft?

„Werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn!
Zieht die Rüstung Gottes an... Denn wir haben nicht
gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen,
sondern ... gegen die Beherrscher dieser finsternen Welt,
gegen die bösen Geister...“ (Eph 6, 10–12).

Es gibt Zeiten, in denen die *Existenz des Bösen* unter den Menschen in der Welt in einer besonderen Weise in Erscheinung tritt. Dann wird noch offenkundiger, daß die Mächte der Finsternis, die in den Menschen und durch die Menschen wirken, größer sind als der Mensch. Sie übersteigen ihn, sie kommen von außen über ihn.

Der heutige Mensch scheint dieses Problem fast nicht sehen zu wollen. Er tut alles, um die Existenz jener ‚Beherrscher dieser finsternen Welt‘, jene ‚listigen Anschläge des Teufels‘, von denen der Epheserbrief spricht, aus dem allgemeinen Bewußtsein zu verbannen. Dennoch gibt es solche Zeiten in der Geschichte, in denen diese — nur widerwillig angenommene — Wahrheit der Offenbarung und des christlichen Glaubens ihre volle Ausdruckskraft und fast handgreifliche Bestätigung findet.

9. Der *geistige Sieg von Pater Rupert Mayer* erklärt sich vollkommen vor dem Hintergrund einer solchen Epoche, einer solchen geschichtlichen Erfahrung. Die Worte des Apostels beziehen sich in einem gewissen Sinn auf den konkreten Lebensverlauf dieses Dieners Gottes. Er war einer von jenen, die in diesem geistigen Kampf, in diesem Ringen mit den Mächten der Finsternis ‚die Rüstung Gottes angelegt, sich mit der Wahrheit gegürtet, den Panzer der Gerechtigkeit und als Schuhe die Bereitschaft, für das Evangelium vom Frieden zu kämpfen, angezogen haben‘ (vgl. Eph 6, 12–15). Der Glaube war für ihn wirklich der Helm, und das Wort Gottes war das Schwert des Geistes. Er kämpfte fortwährend mit diesem ‚Schwert‘ und ‚hörte nicht auf zu beten und zu flehen‘. Nein, er vertraute nicht auf seine eigenen Kräfte. Er erinnerte sich an die Worte des Meisters an die Apostel im Abendmahlssaal: ‚Der Geist eures Vaters wird durch euch reden‘ (Mt 10, 20). Und deshalb hörte er auch nicht auf zu bitten, daß Gott ihm ‚das rechte Wort schenke... um das Geheimnis des Evangeliums zu verkünden‘ (vgl. Eph 6, 19).

Die Worte des Epheserbriefes hat der Apostel Paulus geschrieben, als er nur noch *als ‚Gefangener‘ seiner Sendung nachkommen* konnte (vgl. Eph 3, 1; 4, 1 u. a.). So hat auch Pater Rupert Mayer gesprochen und bezeugt, so hat auch er sich verhalten und für Christus Verfolgung erduldet — als ‚Gefangener‘ in Landsberg und im Konzentrationslager Sachsenhausen. Und so ist er uns in Erinnerung geblieben, im Gedächtnis der Kirche: als mutiger Zeuge der Wahrheit und Apostel der Gottes- und Nächstenliebe. Diesem seinem Andenken erweist die Kirche nun ihre besondere Verehrung, damit es von Generation zu Generation fort dauert. (!!!)

Heute spricht dieser ‚Gefangene Christi‘ im Lager Sachsenhausen noch einmal zu uns — und die Kirche nimmt seine Worte auf in ihr geistiges Erbe:

„Betet jederzeit im Geist; seid wachsam, harrt aus. . .

Legt die Rüstung Gottes an‘ (Eph 6, 18.13).

Nehmt, liebe Brüder und Schwestern, an diesem Festtag das Zeugnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe eures großen Landsmannes an! Möge das geistige Erbe seines Lebens und seines apostolischen Dienstes immer, besonders in Zeiten der Prüfung, mit euch sein und euch stets neue Kraft und Zuversicht schenken in Christus, unserem Herrn. Amen.“ (!!!!)

Brausender Jubel brandet — unüblich bei einer Predigt im Gottesdienst — auf, als der Heilige Vater geendet hat.

Man empfindet und spricht darüber, daß diese Predigt auch eine Absage an die ist, die sagen, daß Rupert Mayer ein „Alibi“-Heiliger sei. In den Nöten der Zeit war er ein Glaubenszeuge.

Der Gottesdienst schließt mit dem so deutschen Lied „Großer Gott wir loben dich. . .“ Tiefinbrünstig schließen die Teilnehmer mit der elften Strophe: „Auf dich hoffen wir allein: laß uns nicht verloren sein.“

Nachgedanken

Noch viele Notizen enthält mein Buch. Es ist nicht möglich alles zu drucken. Manches muß tief im Innern eingeschlossen bleiben. Es ist wie ein Schatz, von dem man nur ab und an im Gespräch unter Freunden — oder auch in der Diskussion mit Zweiflern — Teilchen freisetzen kann.

Es müßte nun noch viel gebracht werden, vom Besuch des Papstes im Ruhrgebiet, bei unserem alten Militärbischof Dr. Franz Hengsbach in Essen oder in Kevelaer, in Augsburg oder Speyer. Man müßte berichten von dem ergreifenden Gebet in Münster am Grabe Kardinals Clemens Graf von Galen. Und kein Wort könnte ausreichen, zu beschreiben, was die erleben durften, die Johannes Paul II. — wenn auch nur kurz — gegenüberstehen konnten. Sie alle werden aber darin übereinstimmen, daß dieser Papst nicht eine ferne Gestalt im Elfenbeinturm des Vatikan ist, sondern der Bruder „Petrus“, der gekommen ist, die Brüder im Glauben zu stärken, getreu dem Auftrag, den einst Christus dem ersten seiner Apostel gab.

Zum Schluß sollte jedoch noch ein wenig ergänzt werden.

Nach dem Abflug des Heiligen Vaters, nach einer informativen Tagung mit vielen neuen Eindrücken, kam der Berichterstatter wieder nach München an das Grab des Paters Rupert Mayer.

Nur mit Mühe bekam er einen Platz auf einer der kleinen Bänke an der Seite. War schon früher die Kapelle gut besucht, nun aber strömten die Gläubigen — und ich meine auch

sehr viele Suchende — an das Grab. Auf ihren Minen war nicht „Siegestimmung“ oder Überschwenglichkeit zu erkennen, sondern tiefe Ergriffenheit. Hier ruhte in Gott ein Mensch, der berufen ist, für Gottes Liebe zu zeugen — gelegen oder ungelegen —, der nunmehr bei Gott weilt, um mit seiner Fürbitte, uns den Lebenden, den Suchenden, den Zweifelnden — aber auch den Überheblichen und Besserwissern — den Weg zu zeigen, der einzig jener sein kann, der von sich sagen durfte — und konnte — „*ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.*“ (Joh 14,6)

Und an dieser geweihten Stelle konnte nur ein stilles, demütiges „*deo gratias*“ das eindrucksvolle Erlebnis abschließen.

Der Männerapostel Pater Rupert Mayer

Seligsprechung durch Papst Johannes Paul II. am 3. Mai d.J.

Arthur Schopf

„Herr, wie Du willst, soll mir gescheh’n, und wie Du willst, so will ich geh’n, hilf Deinen Willen nur versteh’n!“, so begann das Lieblingsgebet von Pater Rupert Mayer, der dieses Jahr von Papst Johannes Paul II. anlässlich seines Besuches in der Bundesrepublik am 3. Mai in München selig gesprochen wird.

1876 in Stuttgart als Sohn eines Kaufmanns geboren, absolvierte er das Priesterseminar in Rottenburg, wo er 1899 zum Priester geweiht wurde und ein Jahr später in den Jesuitenorden eintrat. In den Jahren 1906–11 betätigte er sich als Volksmissionar, worauf er 1912 in München begann, neue Wege der Großstadtseelsorge zu erproben. Abend für Abend machte er fünf bis sechs Hausbesuche bei neu Zugezogenen und bemühte sich so um die geistliche Rückeroberung der Arbeiterwelt. Unerschrocken besuchte er Versammlungen der SPD und der KPD und nahm hierbei manche Verunglimpfung und Beschimpfung auf sich. Im 1. Weltkrieg war er dann Divisionspfarrer. 1916 wurde Mayer an der Ostfront schwer verwundet, worauf ihm ein Bein amputiert werden mußte. Hans Carossa, der Arzt und Dichter, der den Divisionspfarrer auch ärztlich betreute, berichtet darüber in seinem Buch „Führung und Geleit“.

1921 war Mayer Präses der Marianischen Männerkongregation und 1925 führte er die Bahnhofsgottesdienste ein. Der unerschrockene und furchtlose Männerseelsorger, der sich nie und von niemandem den Mund verbieten ließ, wurde in den Jahren 1933 bis 1937 dreimal von der Gestapo verhaftet und zuletzt 1939 in das KZ Oranienburg gebracht. 1940 wurde er dann im Kloster Ettal interniert, kehrte 1945 nach München zurück, wo er am 1. November 1945 in der Kreuzkapelle den Tod fand. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß das Grab dieses populärsten Priesters von München in der Krypta der Bürgersaalkirche täglich bis zu 3000 Beter besuchen. So ist auch die große Verehrung für diesen kantigen, furchtlosen Männerseelsorger zu verstehen, der nicht nur für die Kriegsveteranen und Männerverbände, sondern auch für die Jugend zu einer Idealfigur geworden ist.

Aus der weiten Welt

Santiago de Chile

Liebe Freunde in Deutschland!

Mein letzter Brief war im Advent und ich hatte versprochen, nach dem Papstbesuch zu schreiben. Ich wollte in den Ostertagen schreiben und es hat nicht geklappt. Wir sind aber noch in der österlichen Zeit. Nachträglich möchte ich allen frohe Ostern wünschen.

Bei uns ist der Papst schon weggegangen und sehr wahrscheinlich, wenn dieser Brief ankommt, ist er nun bei Ihnen zu Hause.

Der Papstbesuch war ein einmaliges Ereignis und wird unser Land lange prägen. Der Besuch war ein großer Segen für uns. Sie haben durch die Presse einiges verfolgen können, aber ich muß sagen, daß es bei Ihnen alles sehr einseitig dargestellt wurde. Entsetzt habe ich die Berichte bei Ihnen verfolgt. Sie lügen!

Ganz Chile vom Norden in der Atacama Wüste bis Punta Arenas, die südlichste Stadt der Welt hat ein großes Fest gefeiert. Noch nie in unserer Geschichte waren so viele Menschen auf der Straße und in den verschiedenen Veranstaltungen. Die Experten vom Vatikan sagten, daß sie so etwas nur in Polen erlebt hätten.

Die Polizei hat sich vorbildlich benommen, sie waren bei allen Veranstaltungen, als Zeichen der Ehrfurcht vor dem Papst, völlig unbewaffnet. Nur einmal, und darauf komme ich noch einmal zu sprechen, mußten sie eingreifen.

Die Haltung der ausländischen Journalisten kann ich gut verstehen, wohl aber nicht akzeptieren, weil sie im Dienst der Wahrheit stehen sollten.

Es sind ca. 2000 ausländische Journalisten zum Papstbesuch gekommen. Das zeigt, wie groß das Interesse der Welpresse war. Die meisten davon hatten aber politische Interessen, sie wollten noch einmal der Weltöffentlichkeit zeigen, wie schlimm die Diktatur ist, und zeigten kein Interesse an der tieferen Bedeutung des pastoralen Besuchs.

Es gab selbstverständlich kleinere Gruppen, die diese einmalige Gelegenheit, wo so viele Journalisten der ganzen Welt versammelt waren, ausnutzen wollten, um sich auszusprechen. Das war also wie Brot und Butter, sie haben sich prima verstanden und dadurch entstand eine völlig verdrehte Berichterstattung. Das ist ärgerlich, aber nicht bleibend. Gegen unsere Arbeit und die Botschaft des Papstes wird reiche Früchte tragen. Das können wir schon jetzt deutlich spüren.

Wir haben uns ein ganzes Jahr intensiv auf den Besuch vorbereitet und einen großen Evangelisierungsprozeß ins Rollen gebracht, der das ganze Land durchrieselt hat. Die Ansprachen des Papstes waren eine ausgezeichnete und massive Katechese.

Sehr viele Menschen, die sich von der Kirche entfernt hatten, sind wiedergekommen. Viele fanden den Weg zu den Sakramenten. Schon Wochen vor dem Besuch gab es echte Bekehrungen und es kamen Menschen zur Beichte, die jahrelang nicht gebeichtet hatten. Das

war auch während des Besuches und vor allem nach dem Besuch. Unsere Kirchen waren alle überfüllt.

Der Papst war bei uns 6 Tage und besuchte 8 Städte mit einem sehr anstrengenden Programm. Das Programm konnte ohne Änderungen bis auf die Minute erfüllt werden. Niemand konnte sich in diesen Tagen dem Papst entziehen. Alles wurde live durchs Fernsehen und Radio übertragen. Er hat zu jeder sozialen Gruppe gesprochen, ja, meisterhaft gesprochen. Er beherrscht ganz gut die Sprache, so daß er auch vieles frei vom Text sprach.

Während des Besuches gab es nur ein Problem bei der Messe in Santiago. Es waren versammelt 800 000 Menschen, um Eucharistie zu feiern und es kamen kleinere, aber sehr gut organisierte Gruppen marxistischer Prägung, die die Feier in eine Demonstration gegen die Regierung umwandeln wollten. Es waren ca. 500 Personen. Sie brachten Plakate und fingen an zu schreien. Die Menge ließ sich nicht ablenken und der Gesang erstickte alles andere. Als diese Gruppe ihre Erfolgslosigkeit feststellte, griff sie zur Gewalt. Sie machte Feuer und verursachte dadurch ein Durcheinander in der Menge. Dann warfen sie Steine. Oben auf dem Altar gab es Sorgen, daß eine Panik ausbricht, was bei dieser Menge sehr gefährlich hätte sein können. Man schlug dem Papst vor, die Feier zu verkürzen, was er ablehnte. Er blieb ganz ruhig und sagte uns immer wieder: „Die Liebe ist stärker“.

Die Polizei mußte mit Wasser und Tränengas vorgehen, damit die Gruppe neutralisiert wurde.

Wir wissen alle, welche Gruppen es waren und alle politischen Parteien waren empört wegen der Haltung und verantwortungslosen Handlung dieser Chaoten — wie man bei Ihnen sagen würde —.

Wie sie wissen, war ich in der Vorbereitungskommission tätig. Am Anfang nur halbtags in der Kommission für Katechese, aber nachher Tag und Nacht als Privatsekretär vom Erzbischof Cox, der die Verantwortung für den Papstbesuch hatte. Dadurch konnte ich in diesem Jahr keine Ferien machen und die normale Arbeit in der Pfarrei hat stark darunter gelitten. Das war aber auch gut, weil die Laien viel mehr Verantwortung wahrnehmen mußten. Sie haben auch erlebt, daß der Priester nur in der Eucharistie und Beichte unersetzbar ist.

Durch diese Zugehörigkeit zur Zentralevorbereitungskommission (schönes Wort, das man nur auf deutsch als ein Wort zusammensetzen kann), konnte ich den Papst mehrere Male begrüßen und ganz nahe erleben. Mich hat vor allem beeindruckt, wie er betet und die Hl. Messe feiert, und wie er sich ganz persönlich den Menschen geben kann. Könnten wir doch nur ein Stückchen davon haben!

Seit März habe ich eine neue Tätigkeit übernommen, aber eigentlich noch nicht richtig damit angefangen, weil ich noch einige Beschäftigungen des Papstbesuches habe (die Ansprachen herauszugeben, das Archiv zu ordnen usw.). Ich werde nun als Zweitleiter (oder Vice-Leiter?) der nationalen Kommission für die Katechese arbeiten. Das ist ein Büro der chilenischen Bischofskonferenz, das die Katechese im ganzen Land organisiert. Diese neue

Aufgabe bedeutet, daß ich sehr viel werde reisen müssen, weil wir alle Diözesen besuchen und Kurse abhalten.

In der Pfarrei bin ich also nur an den Wochenenden. Die Arbeit im Priesterseminar und an der kath. Theologischen Fakultät behalte ich noch bei. Vom Erzbistum Santiago erhielt ich auch den Auftrag, eine Kirche als Erinnerung an den Papstbesuch zu bauen. Sie wird in der Hauptstraße von Santiago und sehr zentral liegen. Sie wird unter dem Namen „Maria, Mutter der Kirche“ geweiht werden.

Die Arbeit mit den „Weberinnen Marias“, die sich für den Export „Tejedoras de los Andes“ nennen, geht ganz gut voran. Inzwischen haben sie ein eigenes Haus. Ich lege ein Prospekt bei, damit sie uns etwas Reklame machen. Sollten sie mehr davon haben wollen, Postkarte genügt!

Das Ausbildungsprogramm läuft auch gut und hat schon mehr als 300 Personen als Fachkräfte ausgebildet.

Unser Zentrum für die Rehabilitierung von drogen- und alkoholabhängigen Jugendlichen konnten wir endlich am 28. März einweihen. Das Zentrum heißt nun Jugendzentrum Johannes Paul II.

Die politische Lage ist zur Zeit etwas ruhiger geworden und die politischen Parteien, die neuerdings Existenzrecht erhielten, bereiten sich schon auf die Wahlen 1989 vor.

Nach der Verfassung von 1980 wird die Militär Junta 1989 einen Kandidaten vorschlagen (viele meinen, daß der Kandidat Pinochet sein wird) und dann findet eine Urabstimmung: Ja oder Nein zu diesem Kandidat statt. Wenn der Ja gewinnt, wird er dann Präsident und wenn Nein, dann sollte es in den nächsten Monaten freie Wahlen geben.

Wir sind das Land, in dem ein Marxist durch freie Wahlen zur Regierung kam. Vielleicht werden wir auch eine Diktatur durch freie Wahlen wegbringen. Wollen wir es hoffen!

Im Augenblick eines ist sicher: Der Papst hat uns vor Jahren den Frieden mit Argentinien gebracht, er hat uns heute auf eine gewaltsame Lösung der inneren Probleme verzichten lassen.

Liebe Freunde, danke für alle Briefe, für die geistige und materielle Unterstützung. Ich bete auch für Eure Anliegen.

In der Freude des auferstandenen Herrn, grüßt Euch herzlich

P. Eduardo Cano

P.S.: Vom 6. bis 20. Juni werde ich in Europa sein, ich werde versuchen, zumindest telefonisch Verbindung aufzunehmen!

Zum Schluß noch eine Bitte, wenn ich dort bin, soll ich eine Offset-Druckmaschine kaufen (eine für Euch schon veraltete, die aber noch gut läuft). Sie könnte zwei- oder vierfarbig drucken. Wir ziehen vor folgende Marke: Heidelberg, Roland oder Solna und folgende Formate: 43 mal 63 cm; 57 mal 80 cm; 62 mal 82 cm und 64 mal 90 cm.

Ich wäre sehr dankbar, wenn jemand Kontakt zu einem Verlag oder Druckerei hat. Dieses Projekt hat auch die Zustimmung vom Kardinal Erzbischof von Santiago. Die Verhandlungen würde ich dort selber durchführen, aber es wäre gut, schon einige Angebote zu haben.

An alle Freunde unserer Kinder!

Ein Extragruß soll an Euch ergehen in diesem Brief, weil ich mir denken kann, daß Ihr etwas von der Arbeit mit den Kinderspeisungen hören wollt. Ich erzähle gern etwas davon, weil es einiges Erfreuliches zu berichten gibt.

Zur Zeit funktionieren 3 Speisesäle, die an die 300 Kinder betreuen. Absichtlich schreibe ich das Wort „betreuen“, weil es um etwas mehr geht als den Kindern nur etwas zu essen geben. Es gibt auch eine Sorge, den Kindern und Familien etwas mehr zu helfen. So lernen sie auch etwas bei uns und werden auch mit Spiele und Gesang unterhalten. Für die Mütter veranstalten wir Vorträge über hygienische Maßnahmen zu Hause mit Hilfe einer Kinderärztin.

Im Sommer konnten 100 Kinder 10 Tage Ferien an der Küste verbringen. Ein schönes und einmaliges Ereignis für alle. Viele waren noch nie vom Stadtviertel weg gewesen und kannten das Meer nicht. Ein kleines Mädchen meinte, daß das Meer ein riesiges Schwimmbad sei, das jeden Tag in der Nacht gefüllt würde.

Sie durften diese Tage in eine Schule von Ordensschwestern in einem Fischerdorf namens Papudo. Frau Schwarz kennt das Dorf sicherlich gut und wird bezeugen können, daß es wirklich schön ist.

Eine schöne Feier hatten wir auch an Weihnachten. Dort waren aber nicht nur die Kinder, die zum Speisesaal gehören, sondern alle Kinder der Pfarrei bis 12 Jahre. Alle erhielten ein Geschenk, und wir hatten eine schöne lebendige Darstellung der Krippe. Es kamen ca. 1000 Kinder. Nun, all das wäre ohne Eure Hilfe nicht möglich gewesen, darum möchte ich allen im Namen unserer Kinder recht herzlich Vergelt's Gott sagen.

Mit herzlichen Grüßen,

P. Eduardo Cano

Anlässlich seiner apostolischen Reise nach Portugal vom 12. Mai bis 15. Mai 1982 sagte Papst Johannes Paul II. in seiner Ansprache bei seiner Ankunft in Lissabon am 12. Mai u. a.: ... „Sei begrüßt Portugal, mit deinem ehrlichen, hochherzigen, geduldigen, arbeitsamen und würdevollen Volk, Land der Märtyrer, Heiligen und heldenmütigen Dienern des Evangeliums Christi.“ ... So empfinde ich, als Hirt mit den Hirten und als Pilger mit der pilgernden Kirche in Portugal, in diesem Augenblick das Bedürfnis, meiner größten Anerkennung und Wertschätzung für die christlichen Traditionen dieses gesegneten Landes Ausdruck zu geben, des kleinen Vaterlandes eines großen Volkes, das stolz ist auf kühne und gar abenteuerliche Taten, die es im Laufe der Geschichte vollbracht hat. Diese boten den Söhnen dieser Nation Gelegenheit und providentiellen Anlaß, den Glauben zu verbreiten, den sie in der Wiege empfangen hatten, in einem Werk der Evangelisierung, das die katholische Welt — und nicht sie allein — anerkennt, bewundert und für das sie dankt: Von den Urwäldern des Amazonas bis zu den nördlichen Regionen Japans, über Afrika und Indien wurde der Name Christi von hochherzigen portugiesischen Missionaren verkündet.

Aber da man nicht evangelisieren kann, wenn man nicht evangelisiert worden ist, spreche ich hier auch der lebendigen und dynamischen Kirche, die identisch ist mit der Mehrheit des portugiesischen Volkes, meine Anerkennung aus; sie vermochte im Laufe der Jahrhunderte durch Treue zum Erlöser des Menschen — der hier vor allem in seinen Geheimnissen der Passion und der Eucharistie verehrt wird —, durch die Verehrung Unserer Lieben Frau, die zur Königin und Schutzpatronin Portugals proklamiert wurde, und in Treue zum Hl. Stuhl in Rom ihre Entscheidung für Christus aufrecht zu erhalten und der Welt Heilige von Format eines hl. Antonius von Lissabon*) zu schenken; ich komme auch, um diesem universalen Heiligen in diesem Antonius-Gedenkjahr meine Huldigung zu erweisen ...

... Ich bin nach Portugal gekommen, um einen Wunsch zu verwirklichen, den ich als Mann der Kirche schon lange hege, und mit dem Anliegen, Fatima unmittelbar kennenzulernen; ... Diese meine Pilgerfahrt steht unter dem einen Gedanken: Fatima; anschließend werde ich meine Marienpilgerfahrt fortsetzen nach Vila Vicosa, Sameiro und Cidade da Virgem (Stadt der Jungfrau).⁽¹⁾

Die Anfänge des Christentums in der römischen Provinz Lusitanien,

dem heutigen Portugal, sind nicht eindeutig auszumachen. Insoweit sind die Umstände, unter denen das Christentum gepredigt wurde, unbekannt. „Erst seit Mitte 3. Jahrhundert“, heißt es im Lexikon für Theologie und Kirche, „besitzen wir sichere Kenntnis von der Existenz christlicher Gemeinden. Die Hauptstadt Lusitaniens, Emerita Augusta (Meri-

*) Mit Antonius von Padua identisch

da), wurde vor 254 Metropole. Als ihre Suffragane sind seit dem 4. Jahrhundert die Bistümer Ossonoba (Faro), Eborac (Evora) und Olisipo (Lissabon) bezeugt. Auch Galiciens Hauptstadt Bracara Augusta (Braga) wurde vor 400 Metropole.“²⁾

Im 6. Jahrhundert fanden in Braga mehrere Synoden statt. Die Kirche entfaltete sich, es entstanden Klöster und neue Diözesen, z. B. Beja, Porto, Coimbra, Viseu und andere.

Zu Anfang des 8. Jahrhunderts

beherrschten die Mauren fast die gesamte Pyrenäen-Halbinsel einschließlich Portugal; der Islam überzog Volk und Staat. In den 20er Jahren des 8. Jahrhunderts, so verzeichnet das Lexikon für Theologie und Kirche, „begann Pelagius im äußersten Norden die Wiedereroberung (Reconquista). Im Westen wurde Galicien zuerst befreit. 880 sind bereits wieder die Diözesen Braga, Porto und Coimbra nachweisbar. Seit 1064 blieben mit der endgültigen Rückeroberung Coimbras die Gebiete nördlich des Rio Mondego unter christlicher Herrschaft.“³⁾

1147 entriß Alfons I. der Eroberer den Mauren Lissabon. Mit der Eroberung von Algarve (Südportugal) kam um 1250 die portugiesische Reconquista zum Abschluß.

Das Jahrhundert der großen Entdeckungen,

1480—1580, bewirkte die Blütezeit Portugals. Es erscheint heute unfasslich, daß die Konquistadoren in portugiesischen Diensten jener Zeit, das gilt ebenfalls auch für Spanien, „nicht in erster Linie ein politisches“, schreibt Elisabeth Gräfin Vitzthum, „sondern ein geistiges Ziel anstrebten: die Christianisierung der Welt! Dieser Gedanke, der noch vom Geiste der Kreuzfahrer beeinflusst ist, entspringt bei den iberischen Mächten dem jahrhundertelangen Kampf gegen die Mauren. In der Berührung mit nicht mohammedanischen Völkerschaften wird der alte Schlachtruf „Für Christus gegen Mohammed!“ durch das Ziel „Für Christus gegen das Heidentum der Welt!“ ersetzt und zu dem den Menschen jenes Zeitalters selbstverständlichen Gedanken ausgeweitet, das jedem Weißen, das heißt jedem christlichen Manne schon natürlicherweise die Aufgabe zukomme, als Sendbote Christi fremden Völkern die christliche Lehre zu künden. Eine alte Seekarte zeigt Christoph Kolumbus in der Gestalt des „Christophorus“, der auf seinen Schultern das Christkind über den Ozean zu barbarischen Heiden trägt; und die ersten Portugiesen, die in Indien landeten, antworten auf die Frage, was sie zu diesen fremden Gestaden führe: „der Pfeffer und die Seelen!“⁴⁾

Als die Konquistadoren im Verlauf ihrer Eroberungen den ganzen Reichtum und die unermesslichen Schätze der von ihnen unterworfenen Gebiete entdeckten, das sei hier noch nebenher bemerkt, wurden aus den sogenannten Kreuzfahrern oder auch Kreuzrittern nachgerade Raubritter und Räuber.

„Nachdem die erste Epoche der eigentlichen Eroberungen

abgeschlossen war“, berichtet Elisabeth Gräfin Vitzthum, „änderten sich die Verhältnisse insofern, als Priester und Ordensmänner in die eroberten Gebiete entsandt wurden, pflichttreue und lautere, aber meist nicht sehr bedeutende Männer. Sie missionierten jeweils ein begrenztes Gebiet und wurden in den portugiesischen Kolonialstädten von einem angesehenen Bürgertum und einer Kaufmannschaft, die dort sesshaft zu werden begannen, in ihren Bestrebungen unterstützt.“⁵⁾

Die eigentliche Führernatur auf dem kolonialen Missionsfeld des 16. Jahrhunderts war unbestritten Franziskus Xaverius (1506—1552), doch er war Spanier, kein Portugiese. Allerdings pflegte er von seinen Arbeitsfeldern her die Verbindung zum portugiesischen König — Johann III.* — wie auch zu den jesuitischen Mitbrüdern in Portugal. Bevor Franziskus Xaverius 1541 für die Mission in Indien freigegeben wurde, gehörte er der portugiesischen Ordensprovinz der Jesuiten an und hatte ein Jahr lang mit Simao Rodriguez, Provinzial der portugiesischen Ordensprovinz, am Hofe des Königs in Lissabon gewirkt. So konnte Franziskus Xaverius, wenn es um missionarische Probleme ging, auf die Hilfe des portugiesischen Königs und der Ordensprovinz der Jesuiten zurückgreifen. Der König war ein aktiver Förderer der Missionen; obgleich er dem unchristlichen und raublustigen Tun seiner Statthalter und Kronbeamten trotz Franziskus Bitten kaum Einhalt gebot, „geht er bereitwillig“ wie Gräfin Vitzthum aussagt, „auf alle übrigen Vorschläge des Heiligen ein, er fördert seine Gründungen, das Paulskolleg, die Missionsschulen in Cochin, Bassein, Quilon, Meliapore, in Ormuz, Malakka und auf den Molukken, stellt Mittel zur Ausbildung eingeborener Katecheten zur Verfügung; er sendet Miguel Vaz, den verdienstvollen Generalvikar, den er gern am Hofe behalten hätte, auf Franziskos Bitten nach Indien zurück, besetzt Stellen nach seinem Rat und gibt schließlich Xavier selbst, den ersten Missionar seines Reiches, der ja zur Wirksamkeit in portugiesischen Kolonialgebieten bestimmt war, um des Evangeliums Willen bereitwillig für Japan und China frei.“⁶⁾

Mitte des 16. Jahrhunderts

erstreckte sich das portugiesische Weltreich von Marokko bis zu den Inseln Indiens und umfaßte auch Brasilien. „Während dieser Zeit“, so das Lexikon für Theologie und Kirche, „wurden außer den Diözesen im Mutterland 18 neue Diözesen geschaffen, deren geistliche Gewalt sich von Nordafrika bis zum Fernen Osten und bis Brasilien erstreckte. Die Diözese von Funchal, 1514 durch Leo X. gegründet, umfaßte zunächst alle überseeischen Gebiete. Später entstanden daraus die Bistümer Angra auf den Azoren, Santiago de Cabo Verde, Sao Tomé Goa (alle 1534 gegründet) und Baia (1551). 1514 gewährte Leo X. den Königen von Portugal das Recht der Schutzherrschaft (Padroado Português) in den Kirchen, die in den Überseegebieten errichtet werden sollten (Patronat in den Missionen). In den indischen Diözesen hielt sich dieses Patronatsrecht bis zum Vertrag mit dem Hl. Stuhl vom 18. 7. 1950.“

So wurde die glänzendste Periode der portugiesischen Geschichte auch eine herausragende Periode in der Geschichte der portugiesischen Kirche. Portugal war infolge der Entdeckungen, die im 15. Jahrhundert begannen, nicht nur zur See- und Weltmacht, sondern auch zur Missionsmacht aufgestiegen.

Ende des 16. Jahrhunderts

verfiel die portugiesische Weltmacht; der Einfluß der mit dem Königshaus eng verknüpften Kirche sank. Von 1580 bis 1640 war Portugal in Personalunion mit Spanien vereinigt. Doch wurde 1640 die portugiesische Dynastie durch Erhebung der Portugiesen gegen die spanische Herrschaft wieder hergestellt. Die Kämpfe gegen die Spanier zogen die Kirche in arge Mitleidenschaft, so konnten z.B. die Bistümer in den Wirren der Erhebung nicht besetzt werden. Die Disziplin schwand, in Politik und Kultur gewann französischer Einfluß an Boden.

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

verzeichnete ein günstigeres Bild. König Johann V. — 1706—1750 — erlangte die Erhebung Lissabons zum Patriarchat, gründete in Mafra ein großartiges Kloster und erhielt für seine Verdienste den Titel *Rei Fidelissimo*.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

bescherte der Kirche 1759 die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal und seinen gesamten Kolonien. „Der Kampf gegen den Orden“, so steht im Kompendium der Kirchengeschichte von Karl Heussi (Tübingen 1979) geschrieben, „begann in Portugal durch den Minister Marquis von Pombal“. Den Anlaß gab die bewaffnete Erhebung der Indianer in Paraguay, das die Portugiesen 1750 von den Spaniern übernommen hatten. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, der Orden aus Paraguay verjagt und die ganze Kultur des Landes vernichtet.“

Pombal verstaatlichte das Vermögen der Jesuiten, säkularisierte das Schulwesen und verwies 1760 den päpstlichen Nuntius des Landes, wodurch die Verbindung zum Hl. Stuhl 9 Jahre lang unterbrochen wurde. Über die 1772 neu gegründete Universität von Coimbra begann auch für Portugal das Zeitalter der Aufklärung.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts

verheißt der Kirche neue Schwierigkeiten. In diesem Zusammenhang vermerkt das Lexikon für Theologie und Kirche, Band VIII, u. a.: „Nach dem Tode Johannes VI. (1792—1826) begann eine Periode politischer Kämpfe zwischen den „Liberalen“ (Anhänger von Johannis Sohn Pedro...) und den „Absolutisten“ (Anhänger des anderen Sohnes Miguel), die 1834 mit dem Sieg der Liberalen endete. Die Revolutionäre wiesen 1833 den Apost. Nuntius aus, setzten Bischöfe ab, ernannten unrechtmäßig andere, verboten dem Orden

die Aufnahme neuer Mitglieder. Schließlich hoben sie die Klöster ganz auf und erklärten deren Besitz zu Staatseigentum.“

Obwohl im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts im Jahr 1841 ein Konkordat mit dem Hl. Stuhl abgeschlossen und seit 1860 die religiösen Orden wieder geduldet wurden, verbesserte sich die Lage der Kirche nur in bescheidenem Maße, denn die Kirchengüter wurden nicht zurückerstattet. Mehr und mehr entfaltete sich eine antireligiöse Propaganda. Dabei erwies sich, daß sich die enge Verbindung der Kirche zum Königshaus nicht zu ihrem Vorteil auswirkte. Ganz im Gegenteil, denn die innerpolitischen Kämpfe ruinierten nicht allein das Ansehen der Monarchie, sondern ebenso das Ansehen der Kirche.

Darüber hinaus erschwerte die soziale und kulturelle Rückständigkeit im Lande jeglichen religiösen Aufschwung. So trugen die schwierigen Lebensbedingungen wesentlich dazu bei, daß das doch weitgehend kirchentreue Volk den freidenkerischen Parolen letztendlich erlag.

Das 20. Jahrhundert

versetzte der Kirche zunächst harte Schläge. 1908 fielen König Karl I. (1889–1908) und der Kronprinz einem Attentat zum Opfer, wurde 1910 nach einer Völkserhebung in Lissabon die Republik ausgerufen. Die republikanische Regierung verbot erneut die Orden, konfiszierte die Kirchengüter, vertrieb die meisten Bischöfe und kündigte die Beziehungen zum Hl. Stuhl. Im Zug der Säkularisierung des öffentlichen Lebens wurde der Religionsunterricht in den öffentlichen wie auch privaten Schulen untersagt. Am 20. April 1911 trat das Gesetz zur Trennung von Kirche und Staat in Kraft.

Die Lage der Kirche war erbärmlich, der Klerus war ausschließlich auf milde Gaben der Noch-Gläubigen angewiesen. Doch 1918 schien sich eine Besserung anzubahnen. Dazu heißt es im Band VIII, Lexikon für Theologie und Kirche: „Seit dem konservativen Staatsstreich von 1918 verfolgte der Staat wieder eine Politik der langsamen Annäherung an die Kirche. Im selben Jahr wurden die diplomatischen Beziehungen mit dem Hl. Stuhl wieder aufgenommen.“

Das waren erste, aber noch vorsichtige Schritte. Ein echter Wandel bahnte sich dann kurz vor und vor allem mit Beginn der Regierung von Ministerpräsident Salazar 1932 an. Die kirchenfeindlichen Gesetze wurden beseitigt, 1929 und 1940 mit dem Vatikan Konkordate abgeschlossen, die der Kirche volle Freiheit gaben und zur Grundlage eines lebendigen katholischen Lebens wurden. Dazu verzeichnet Band VII des Handbuches für Kirchengeschichte (Freiburg 1979) u.a.: „die Position der Kirche verbesserte sich, sie umfaßte 17 Diözesen und 3 Erzdiözesen.“

Die Statistiken von 1947 geben eine Gesamtzahl von 4500 Priestern an, ein Priester auf je 2000 Einwohner. Seminare wurden restauriert oder mit gelegentlicher staatlicher Hilfe neu erbaut.

Die Zahl der Ordensschwwestern und Ordensbrüder stieg beachtlich. Die Genossenschaften erhielten eine kleine finanzielle Hilfe vom Staat im Verhältnis zu der Zahl der aktiven Missionare und Studierenden. Um 1947 gab es im Lande rund 400 Klostergeistliche und 1952 etwa 4 400 Ordensschwwestern.

Der Religionsunterricht wurde in den Volks- und Mittelschulen wieder eingeführt. Die Anzahl der Schulen mit religiöser Leistung (insbesondere Mädchenschulen) wuchs, obwohl sie meistens von der reichen Schicht der Bevölkerung besucht wurden und obwohl die staatliche Hilfe ausblieb. Die Ausbildung in diesen Schulen war primär humanistisch und kaum naturwissenschaftlich ausgerichtet. Um 1930 wurde in Lissabon ein Hochschulinstitut für Soziale Beihilfe eingerichtet. Die Jesuiten lehrten an dem ausschließlich von ihnen betriebenen philosophischen Hochschulinstitut, das 1947 als kirchliche Fakultät anerkannt wurde.

Auf dem Gebiet der Zeitschriften verdienen Erwähnung: „Estudos“ des CADC von Coimbra (seit 1922), „Brotéria“ (seit 1925), „Lumen“ (für den Klerus, seit 1930), „Portugal em África“ (seit 1944), „Revista Portuguesa de Filosofia“ und „Itinerarium“ (beide seit 1945). Unter die wichtigsten Einrichtungen für soziale Kommunikation zählen die Zeitung „Novidades“ und der katholische Rundfunksender „Radio Renascença“, der 1975 von den revolutionären Kräften stillgelegt wurde und später wieder von der Regierung zurückgegeben.

Die Zahl der kultischen Traditionen wurde vermehrt durch den großen Andrang zu den Pilgerfahrten zum nationalen Heiligtum von Fatima seit 1931. Außerdem gewannen die Katechese und die Liturgie wieder an Bedeutung, insbesondere dank den Bemühungen des Lissaboner Seminars und der Benediktiner. — Das Laienapostolat begann neue Wege zu gehen. Nach dem Verbot der politischen Parteien zog es sich aus dem politischen Leben zurück, dem sich bislang das Centro Católico gewidmet hatte, und verstärkte seine Zusammenarbeit mit den kirchlichen Behörden. 1932 gründeten die Bischöfe die offizielle „Acção Católica“, die im November 1933 ein von Papst Pius XI. bestätigtes juristisches Statut erhielt. — Die Missionsarbeit von Portugal brachte es in Angola bis 1940 auf 500 000 Katholiken mit 174 Missionaren, in Mozambique auf 60 000 Katholiken mit 126 Priestern; bis 1970 aber auf 2 500 000 in Angola und 1 250 000 in Mozambique.

Die Acção Católica erreichte um 1960 ihren Höhepunkt. Dabei stellten die nationalen Tagungen der Juventude Católica Universitária von 1953 und 1963 einen Gipfelpunkt dar. Unter den Reihen des Laienapostolats waren Bemühungen zu beobachten, die dahin tendierten, eine größere Unabhängigkeit gegenüber dem Episkopat zu erreichen. Die Statistiken verzeichnen um 1960 die Zahl von 95 000 Mitgliedern der Acção Católica, d. h. 1,2 Prozent der Bevölkerung. Im Bereich des Hochschulapostolats ist die Gründung der Katholischen Universität in Lissabon und zweier anderer Hochschulen nicht zu vergessen.

Zusammenfassung

1. Die Anfänge der Christianisierung Portugals liegen im Dunklen. Erst seit Mitte des 3. Jahrhunderts gibt es gesicherte Erkenntnisse über die Existenz christlicher Gemeinden.
2. Vom 4. bis ins 7. Jahrhundert erlebt die portugiesische Kirche eine großartige Entwicklung und Entfaltung. Zahlreiche Diözesen und Klöster bestimmen und beeinflussen das kirchliche Leben. Im 6. Jahrhundert verzeichnet die Metropole Braga mehrere Synoden.
3. Die Maurenherrschaft vom 8. bis ins 12. Jahrhundert drängt das christliche Leben stark zurück. Diözesen und Klöster verschwinden; erst mit der Rückeroberung der staatlichen Gebiete erwachen sie zu neuem Leben.
4. Das Jahrhundert der großen Entdeckungen (15. Jahrhundert) machen Portugal nicht nur zur großen See- und Weltmacht, sondern auch zur großen Missionsmacht. Hauptträger der Missionsarbeit sind die Jesuiten und später die Franziskaner. Missionare und Kaufleute bringen Christentum und Zivilisation nach Afrika, Asien und Brasilien.

Die herausragende Gestalt der Missionare: Franziskus Xaverius.

5. Mitte des 16. Jahrhunderts erstreckt sich die geistliche Gewalt Portugals von Nordafrika bis Brasilien und dem fernen Osten. Diese Zeit ist die Blütezeit der Geschichte der portugiesischen Kirche.
6. Der Befreiungskampf der Portugiesen gegen die Spanier in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zieht die Kirche in Mitleidenschaft. Zahlreiche Bistümer verfallen infolge der Erhebung. Französisches Gedankengut durchdringt Politik und Kultur.
7. 1748 erhält König Johann V. von Papst Benedikt XIV. (1740–1758) wegen seiner Verdienste um die Wiedererstarkung der Kirche den Titel: *Rei Fidelissimo*. An diesen Tatbestand erinnerte Papst Johannes Paul II. am 12. Mai 1982 in seiner Grußbotschaft an den portugiesischen Staatspräsidenten in Lissabon ausdrücklich und ging daran nicht vorüber.
8. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist erfüllt vom Kampf der Regierenden gegen den Jesuiten-Orden und dessen Folgen.
9. Das 19. Jahrhundert schlägt der Kirche in Portugal schwere Wunden. Die Kirche gerät in den Sog der politischen Kämpfe zwischen den „Liberalen“ und „Absolutisten“. Eine stark antireligiöse Propaganda erzielt im Volk Wirkung.
10. Am Anfang des 20. Jahrhunderts leidet die Kirche Portugals unter der Trennung vom Staat und ihren einschneidenden Folgen.

Die Lage bessert sich aber, als die Regierung unter Ministerpräsident Salazar ab 1932 die Gesetze des Staates bestimmt, die kirchenfeindlichen Gesetze beseitigt und auf Grund der Konkordate von 1929 und 1940 der Kirche wieder volle Freiheit gewährt wird.

11. In Portugal besteht die 1911 verfügte Trennung von Kirche und Staat fort. Damit muß und kann sie leben. Doch wohl noch immer besteht der Eindruck, daß es sich bei der portugiesischen Kirche um eine traditionelle und autoritäre Kirche handelt.

12. Kontinentalportugal zählt 9784000 Einwohner, davon sind 97 Prozent offiziell katholisch. „Von diesen 97 Prozent geht aber nur noch die Hälfte regelmäßig in die Kirche (im kommunistisch beherrschten Alentejo sind es gar nur noch 3 Prozent) und nur die Hälfte läßt sich noch kirchlich trauen“, schreibt Dieter Breuers in der Bonner Rundschau vom 19. Mai 1987.

Wie fromm oder nicht fromm die verschiedenen Regionen Portugals sind, vermag in etwa das zum Ausdruck bringen, was die Portugiesen selbst sagen: „Lissabon regiert, Porto arbeitet, und Braga betet“ (ebd.).

- 1) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 38; Herausgeber Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn.
- 2) Lexikon für Theologie und Kirche, Band VIII, Freiburg 1963.
- 3) ebd.
- 4) Elisabeth Gräfin Vitzthum: Die Briefe des Francisco de Xavier; Kösel, München 1950.
- 5) ebd.
- 6) ebd.

*) König Johann III. 1521—1557.

*)Anmerkung der Redaktion: Außen- und Premierminister unter König Josef I. (1750—1777); P. 1777 gestürzt.

Togo — Dem Menschen dienen

„Hilfe zur Selbsthilfe: Auch kleine Schritte bringen den Menschen ein besseres Leben!“

Sepp Prentl

Wir alten Soldaten — besonders in Kommandeursverwendung — waren seit Jahrzehnten daran gewöhnt, Verantwortung für die uns Anvertrauten zu tragen. Davon plötzlich entbunden zu sein ist der besonders hart spürbare Einschnitt im Leben eines „Ehemaligen“. Es gibt aber auch für uns ehrenamtliche Tätigkeiten, die das Leben trotz dieser Zäsur weiterhin ausfüllen!

Zunächst empfindet man diesen Zustand ohne Pflichten als angenehmen Urlaub. Wenn man aber dann nicht über Hund oder Garten verfügt oder nicht auf die Idee kommt, ein Buch zu schreiben, beginnt für einen Aktivist die Zeit, in der er sich und sein Leben als nicht voll ausgefüllt betrachtet. Nur Spazierengehen oder auch nur Bücher lesen, sind nicht jedermanns Sache. Es ist für unsereins daher ein Glücksfall, wenn man ein Ehrenamt anvertraut bekommt, das einen aktiv arbeiten läßt. Wenn man sich dazu anbietet, gibt es solche Möglichkeiten auch heute noch!

Es machte mir daher eine besondere Freude, daß mir „FJS“* nach Beendigung meiner militärischen Dienstzeit und der Zeit als Landtagsabgeordneter die Chance gab, als Geschäftsführer der „Bayerisch-Togoischen Gesellschaft“ (BTG) ehrenamtlich mich um das ehemalige Deutsch-Togo zu kümmern und diesen deutschfreundlichen Menschen dort bei ihrer Weiterentwicklung aus dem Kolonialzeitalter behilflich zu sein!

Ich bekam dazu keine öffentlichen Mittel, war also nur auf die Mithilfe von Gleichgesinnten und das Wohlwollen befreundeter Spender angewiesen. Improvisieren war einem alten Soldaten nicht unbekannt und auf die kameradschaftliche Mithilfe befreundeter Bundeswehrstellen konnte ich mich verlassen!

Bei meinem ersten Besuch in Togo suchte ich die Spuren deutscher Geschichte. Die Kirchtürme der Kathedrale von Lomé wiesen das erste Ziel! Sie war um die Jahrhundertwende aus Mitteln des Reiches von einem deutschen Architekten gebaut worden und zeugt noch heute von dieser Zeit! An Sonntagen ist sie bis zum letzten Platz von Gläubigen gefüllt. Das Liedgut lebt auch heute noch von deutscher Tradition! Die einst vom Münchener Kardinal gestiftete Orgel war leider ein Opfer der klimatischen Gegebenheiten geworden. Für mich ein Fingerzeig für ein erstes Projekt! Der Besuch beim togoischen Erzbischof machte deutlich, daß Mittel zur Reparatur durch die Bonner Konstruktionsfirma nicht vorhanden waren! In Bonn erfuhr ich dann, daß DM 80000,— gebraucht würden! Viel Geld, aber bei einigem Optimismus und dem Vertrauen auf die Freunde, nicht unerschwinglich. Den ersten Tip gab mir der Pressesprecher der Gemeinschaft kath. Soldaten Kamerad Helmut Fettweis; die ersten Mittel spendete die Erzdiözese München-Freising.

*) Für Nichteingeweihte: Ministerpräsident Dr. Franz Josef Strauß.

Die Bonner Orgelfirma schickte ihren besten Fachmann in dieses freundliche Tropengebiet und schon einen Monat später konnte die Klais-Organ aus Deutschland wieder den Lobgesang der begeisterten Einheimischen zur Schubertmesse begleiten! Ein geradezu rührendes Erlebnis! Das ist jetzt schon 8 Jahre her und an jedem Sonn- und Feiertag wiederholt sich das freudige Mitsingen der Tausenden. So konnte unter aktiver Mithilfe der GKS (Gemeinschaft Katholischer Soldaten) im Sinne deutscher Tradition in der ehemaligen Musterkolonie ein erstes Projektziel verwirklicht werden. Dem Freund Helmut Fettweis dafür ein herzlicher Dank! Es war ein erster Schritt, um den Menschen, die heute noch dankbar von der „deutschen Zeit“ schwärmen, diese in Erinnerung zu bringen.

Es fehlte aber natürlich nicht nur an einer intakten Orgel! Die Leute hatten Hunger und brauchten Hilfe bei der Beschaffung von Arbeitsplätzen. Wir hatten aber immerhin deutlich gemacht, daß wir helfen wollen. Das nächste Projekt mußte also zunächst möglichst ein landwirtschaftlicher Betrieb werden. Fruchtbare Ländereien gibt es dort in Fülle, es kam nur darauf an, ein Dorf zu finden, wo die Menschen dazu begeistert werden konnten, brachliegende Flächen zu roden und durch anstrengende Arbeit zu fruchtbaren Feldern werden zu lassen. Durch den Rat eines fast hundertjährigen Deutschsprechenden fand ich 50 Kilometer nordwestlich von Lomé das geeignete Gelände und zur Arbeit bereite Menschen am Siofluß im Dorf AGNRON. Herr Josef März aus Rosenheim, der schon seit einigen Jahren in Togo auf privater Basis ähnliches verwirklichte, war befreundeter Ratgeber und Helfer. Die Deutschen haben in Togo noch aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg einen guten Ruf und so war es nicht allzu schwierig, die Bauern für dieses Projekt zu begeistern. Sie packten bei Rodung und Felderbestellung — ausschließlich zu ihrem eigenen Nutzen — fest mit an! Da ich gleich nach dem Krieg, während der Hungerszeit, unter Mitwirkung einiger Kriegskameraden — daheim einen Gartenbaubetrieb, in dem ich zahlreiche Heimatvertriebene beschäftigen konnte, gegründet hatte, um den Kampf gegen den Hunger zu bestehen (damals kam es zunächst nur darauf an!) hatte ich auf diesem Gebiet meine Erfahrungen. Wenn auch nicht in den Tropen. Mein späterer Freund, Herr Horst Neudel, ein „Tausendsassa“ aus Norddeutschland, der nach 18 Jahren einschlägiger Tätigkeit in Kamerun, gerade dabei war, seine Zelte in Afrika abzubauen und wieder zu Frau und Kindern nach Deutschland zurückzukehren, bekam durch Zufall eine ZDF-Sendung zu Gesicht, in der über meine Erlebnisse und weiteren Ziele in Togo berichtet wurde. Dies war ein Glücksfall. Er blieb nach einer kurzen Begegnung mit mir in Mittenwald weiterhin in Afrika und war bereit, für relativ geringen Lohn die Projektleitung eines neu zu schaffenden Landwirtschaftsprojektes am Siofluß zu übernehmen. Seitdem gibt es das „Mustergut Agnron“, für das ich dann neben dem notwendigen Werkzeug, noch zwei Traktoren und Saatgut von deutschen Spendern geschenkt bekam. Die Traktoren waren nicht neu, aber noch brauchbar! Nicht nur, daß jetzt dort junge Togoer von dem erfahrenen Projektleiter eine wertvolle Ausbildung erhalten: Vor allem helfen auch die Produkte, die wir dort erzeugen, den Menschen dieses Landes beim Überleben. Nach einer Phase des Abwartens meldeten sich dann mehr Bauern zur Mitarbeit, als wir beschäftigen konnten. Gottlob ist jetzt auch das BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit

in Bonn), das nun auch dem Projektleiter ein Gehalt bezahlt, voll mit eingestiegen. Mehrere Dörfer in der Umgebung wollen jetzt auch in ihrem Bereich ähnliche Projekte beginnen! Das macht Freude und bestätigt die Richtigkeit unserer Bemühungen. Bayern hat dort weiterhin einen guten Ruf!

Togo besteht natürlich nicht nur aus Landwirtschaft. Am Rande der Großstädte gibt es auch dort junge Leute, die im Handwerk ihre Zukunft suchen. Mein nächster Plan war daher die Bildung einer Ausbildungswerkstatt. In Togo lebt seit 20 Jahren ein deutscher ehemaliger Eisenbahner, der damals als Berater zum Ausbau der Eisenbahn geschickt worden war. Er war inzwischen pensioniert — ich lernte ihn durch Zufall kennen: Georg Lietz, gelernter Handwerksmeister — war bereit, mir im Rahmen unserer Gesellschaft eine Lehrwerkstatt für metallverarbeitende Berufe aufzubauen. Das Problem, Jugendliche von der Straße wegzubringen und ihnen zu Ausbildung, Arbeit und Brot zu verhelfen, ist auch in Togo ein wichtiges Problem. 5 Jahre leitete Lietz unsere Lehrwerkstatt mit 50 jungen Burschen, davon 30 Lehrlinge. Seit 3 Jahren ist er pensioniert. Peter Noras, vorher bei der Bundesbahn in Garmisch-Partenkirchen, ist jetzt Leiter dieses Projektes. Der zuständige Arbeitsminister betrachtet dieses Unternehmen als Vorbild für einschlägige togoische Betriebe und ist häufig gern gesehener Gast bei uns. Ausgediente Tropenanzüge der Bundeswehr — die ich vom Verteidigungsministerium in Bonn für diesen Zweck geschenkt bekam — sind jetzt dort einheitliche Arbeitskleidung, auf die die jungen Togoer besonders stolz sind.

Die Bundeswehrverwaltung hat mir (nach entsprechendem Antrag beim deutschen Verteidigungsminister persönlich) auch ausgesondertes Werkzeug und sogar noch brauchbare Holz- und metallverarbeitende Maschinen zur Verfügung gestellt. Unsere Lehrwerkstatt in Lomé wird von den zahlreichen Besuchern gerne als vorbildliche Entwicklungshilfe bezeichnet! Daß wir dabei nicht nur Kraftfahrzeuge reparieren, sondern auch praktische Erfindungen tüchtiger Mitarbeiter erzeugen und an die Wirtschaft oft „als Geschenke des zuständigen Ministers“ verteilen, vermehrt deutsches Ansehen in dieser ehemaligen Musterkolonie. Die Leute mögen uns und wir mögen sie! Wir hatten auch wiederholt schon Besuche aus Nachbarländern, die unsere „Lehrwerkstatt“ zuhause gerne imitieren wollen. Natürlich können wir dabei finanziell nicht helfen, geben aber gerne Ratschläge und praktische Hilfen.

Aus Kpalime, 100 km nordwestlich von Lomé gelegen, kam eines Tages der 90jährige evangelische Pastor Paku zu mir mit der Bitte, auch in seinem Wirkungsbereich Hilfen zu bringen. Er gibt seit Jahren für die Jugend seines Bereiches kostenlos Deutschunterricht und brauchte entsprechendes Ausbildungsmaterial: Bücher, Hefte, Wandtafeln. Er bekam seine Wünsche erfüllt. Aber dann wollte er auch ein Schulhaus dazu. Auch das bauten wir ihm im vergangenen Jahr am Nordrand von Kpalime.

30 junge Damen in einheitlicher schmucker Kleidung, die sie sich auf den von uns gespendeten (in Deutschland gesammelten und in Bundeswehr-Containern nach Togo übers Meer verschifften) Nähmaschinen unter Anleitung einer tüchtigen Meisterin selbst gefer-

tigt hatten, lernen dort jetzt nicht nur das Schneiderhandwerk, sondern unter Anleitung von Pastor Paku, auch die deutsche Sprache. Daß sie besonders gerne deutsche Volkslieder singen, wenn ich zu Besuch komme (die ihnen ebenfalls Herr Pastor Paku anlernt) sei nur nebenbei erwähnt! Das Ausbildungszentrum für Schneiderhandwerk in Kpalime ist inzwischen ein besonders gern vorgezeigtes Unternehmen, nicht nur wegen der hübschen jungen Damen, sondern mehr noch wegen des übergroßen Andranges weiterer jugendlicher Bewerberinnen.

Ein weiterer Helfer, Herr Georg Ritter (Chemiker und Ingenieur) aus München, der sich sein Geld beim Fernsehen in München verdient, macht sich im Rahmen unserer Entwicklungshilfe durch seine Aktivitäten auf dem Gebiet der Solartechnik verdient. Die dort ganzjährig und ganzjährig niederbrennende Sonnenenergie nutzt er als Kraftquelle. Nicht nur, daß inzwischen da und dort auf den Strohdächern einschlägige Antennen zu sehen sind, die den Bewohnern für die Nacht elektrichte Beleuchtung ermöglichen, er betreibt damit auch bereits Kocher und Haushaltsgeräte. Ein wahrer Menschenfreund in den Augen der Bewohner! Alles das im Namen der Bayerisch-Togoischen Gesellschaft.

Unser aktivster und wohl auch wichtigster Mitarbeiter und Wohltäter ist aber sicherlich unser Apotheker Gerhard Reichert aus Hengersberg in Niederbayern. Er versorgt in Togo 40 Krankenhäuser mit Medikamenten und Verbandstoffen — alles kostenlos. Seine Lionsfreunde unterstützen ihn dabei. Aber er arbeitet im Namen der BTG.

Es sind kaum zu schätzende Werte, die so vom Hafen in Lomé aus dann mit unseren Fahrzeugen im Land verteilt werden. Die beim Transport verwendeten 20 Fuß-Container der Firma „Deutsche Afrikalinien“ in Hamburg mit einem Laderaum von 31 Kubikmetern kosten daheim zwar Leihgebühr und den Transport über Land bis zum Hamburger Hafen, werden uns aber dann mit den Schiffen kostenlos in den Hafen von Lomé/Togo mitgenommen! — Frau von Rantzau aus Hamburg dafür herzlichen Dank! Besonders dankbare Erwähnung soll hier auch unser Konsul für Togo in Bayern Prof. Dr. Dr. Franz Hochreiter erfahren, der sich wiederholt durch schwierige Operationen an kranken Togoern —, die er kostenlos aufführte, verdient gemacht hat! — Die Entladung der aus Deutschland kommenden Container erfolgt in unserer Großraumhalle, die wir vom Staat Togo (Arbeitsministerium) kostenlos zur Verfügung gestellt bekamen. Hierzu werden die Lehrlinge unserer nebenan gelegenen Werkstatt eingespannt.

Beim Einsammeln unserer Spendengüter in Deutschland ist uns weitgehend die Bundeswehr mit ihren Lkw-Fahrschulen behilflich. Die Containerbeladungen führen wiederum freiwillig Soldaten des Wehrbereichskommandos in München durch, wobei sich besonders Feldwebel Waldmann seit Jahren verdient gemacht hat.

Ein leitender Angestellter der Brauerei in Lomé, Herr Dipl.-Ing. Bankoley, der in Deutschland studiert hat, erledigt vor Ort alle Verwaltungsarbeiten und verteilt unsere Lieferungen in Togo. Als Sammler der Spenden daheim in Deutschland haben sich seit Jahren auch Herr Ingenieur Oskar Lotter aus Pocking und Frau Studiendirektorin Hedi Böhmer aus Kirchenlamitz verdient gemacht.

Frau Karin Schilling aus Mittenwald ist von Anbeginn meine aktivste Mitarbeiterin.

Es ist für alle Beteiligten, die ausnahmslos diese Mitarbeit aus Freude zur Hilfe für bedürftige Mitmenschen anbieten, dann bei Besuchen in Togo ein Erlebnis, die Dankbarkeit der Beschenkten und persönliche Begeisterung mitzuerleben.

Mein Dank gilt allen Helfern in Deutschland und in Togo, verbunden mit der Hoffnung auf weitere Hilfen zu Gunsten des Wohlergehens und der Freundschaft unserer Länder!

P.S.: Viele kleine Hilfen, 'mutige persönliche Einsätze können viel helfen.

Auch finanzielle Spenden (steuerabzugsfähig) sind Hilfen im Kampf für die Menschen.

Bankverbindung: Bankhaus Maffei und Co., Kto.-Nr. 116491, BLZ 90030800, für Bayerisch-Togoische Gesellschaft.

Die Redaktion

Presse — Medien — Information

Papst fordert ganzheitliche Schau des Menschen

Elke A. Fettweis

Zum achten Mal hatte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und Erzbischof von Köln, Kardinal Joseph Höffner, aus Anlaß des Welttages der sozialen Kommunikationsmittel die Presse zu einem Empfang eingeladen.

In seiner Begrüßung dankte der Kardinal den rund 80 Journalisten für ihre Berichterstattung und ihr Interesse, mit dem sie während des vergangenen Jahres über Ereignisse in der Weltkirche, in der Katholischen Kirche Deutschlands und in der Kölner Kirche berichtet hätten. Er wisse, wieviel Mühe und Sorgfalt dabei gefordert seien, hoffe aber, daß diese Arbeit auch „ein wenig berufliche Freude“ bereitet habe.

Aus der Botschaft von Papst Johannes Paul II. zum diesjährigen Welttag der Kommunikationsmittel hob der Kardinal drei Gedanken als besonders beachtenswert hervor:

Der weltweit um sich greifenden Angst stelle der Papst die „Strategie des Vertrauens“ entgegen. Das Vertrauen, das letztlich in der Liebe gründe, sei nicht nur die rettende Kraft für den einzelnen Menschen, vielmehr gründe in ihm auch der Friede unter den Völkern und könne deshalb nicht nur den politisch Verantwortlichen überlassen bleiben. Vielmehr solle die „Strategie des Vertrauens“ verbunden werden mit der „Strategie der Kommunikation“. Das bedeute, daß die für die Kommunikationsmedien Verantwortlichen nicht nur über Unheilsbotschaften, sondern auch über erfreuliche Dinge berichten sollen. „Auch das Gute wirkt ansteckend.“

Des weiteren gehöre zu dieser „Strategie des Vertrauens“ eine Kommunikation, die die gesamte Wirklichkeit, also auch die Sinnfrage, einschließe. Nach den Worten des Papstes reiche deshalb „bloße Information“ nicht aus. Die Kommunikationsmedien müßten sich „in den Dienst des ganzen Menschen mit all seinen Fähigkeiten“ stellen. Dazu gehörten auch „Unterhaltung, Werbung, künstlerisches Schaffen, Erziehung, Sensibilisierung für die kulturellen Werte“. Dieser vom Papst von den Journalisten geforderte Dienst könne nicht durch bloße Information und Aufklärung oder formale Schulung erreicht werden, sondern nur in einer ganzheitlichen Schau des Menschen, die ein harmonisches Grundverhältnis zu Gott, zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zur Umwelt der Natur umfasse. Eine derart verstandene personale Reifung vollziehe sich in der Wesensmitte des Menschen, in dem Erschließen der sittlichen Wertordnung, in der Entfaltung des Verstandes und des Willens, des Herzens und des Gemütes, in der Harmonie von Freiheit und Bindung, von Selbstverantwortung und Einordnung. Daher bittet der Papst die Journalisten um die Darstellung des wahren und vollständigen Bildes der menschlichen Person.

Weiterhin stehe die „Strategie des Vertrauens“ im Dienst des Friedens und der Gerechtigkeit. Nach den Worten des Papstes sollten die Kommunikationsmittel dazu beitragen, daß man mit der Förderung des Friedens durch Gerechtigkeit von einem Gleichgewicht des Schreckens zu einer Strategie des Vertrauens finde. Deshalb seien die Journalisten dazu verpflichtet, sämtliche Ursachen von Gewalt und Konflikten anzuklagen, unabhängig, ob es sich um weltweite Rüstung, Waffenhandel, Unterdrückung und Folter, Terrorismus jeder Art, bis zum äußersten getriebene Militarisierung und übertriebene Sorge um die nationale Sicherheit, Nord-Süd-Spannung, sämtliche Formen der Fremdherrschaft, Besetzung, Unterdrückung, Ausbeutung und Diskriminierung handele.

Vorbedingungen der Gerechtigkeit und des Friedens seien die Anerkennung und der Schutz der unveräußerlichen Rechte der menschlichen Person und der Grundfreiheiten in der Gleichheit und im Blick auf die Teilnahme aller am Gemeinwohl.

Die Verletzung dieser unveräußerlichen Rechte und das Auf-die-Seite-schieben von Menschen bedeute Apartheid. Eine friedliche Zukunft der Menschheit in Freiheit und Gerechtigkeit hänge davon ab, ob jede Form von Apartheid, sei es rassische, gesellschaftliche, politische, religiöse oder Apartheid gegen die ungeborenen Kinder, überwunden werden könne. Jede dieser Formen sei ein Angriff auf die Rechte und die Würde des Menschen. Der Christ dürfe sich deshalb nicht darauf beschränken, nur gegen eine bestimmte Form der Apartheid zu protestieren. Die Überwindung aller Formen von Apartheid nämlich sei eine wesentliche Voraussetzung für den Frieden im Inneren der Staaten und der Staaten untereinander.

Zum Abschluß seiner Ansprache dankte der Kardinal den Journalisten für ihre Arbeit im Vorfeld des Papstbesuches in Deutschland und hoffte, daß es in Deutschland weniger lebhaft zugehen werde als in Chile.

Informatio — Formgebung, eine bleibende Aufgabe militärischer Gestaltung

Ernst J. Nagel

Man sagt, wir lebten in einer Informationsgesellschaft. Manche Hinweise sprechen dafür: Die meisten begegnen Journalisten höflicher als gar dem Bundeskanzler; wer etwas auf sich hält, unterhält einen Presse- und Informationsstab und gibt „Informationen“ heraus. Man spricht von der unkontrollierten Macht der „Meinungsmacher“, gar von einer „Telekratie“. Hinter all dem scheint hervor, daß Informationsgesellschaft nicht nur bedeutet, daß man uns mehr Neuigkeiten erzählt als früheren Generationen, daß wir Amüsanteres erfahren, mehr im Bild sind über Ereignisse weltweit. Sondern wer über Informationsmittel oder -medien verfügt, vermittelt mehr, selbst wenn er offensichtlich nur so Belangloses berichtet wie die letzten Neuigkeiten über den Adel oder die vermeintliche Schickeria. Er informiert, gibt unserem Leben eine Form — und dies im geradezu klassischen Sinne der alten Philosophie. Er bestimmt, worüber wir uns erregen, was wir zum Thema der Auseinandersetzung am Arbeitsplatz machen, was wir für wichtig halten und was uns gefälligst zu beschäftigen hat. Entscheidend ist dabei nicht einmal, ob die in der Information angebotenen Antworten sich durchsetzen — ungleich wichtiger, daß die Fragen diktiert werden, daß man weiß, um was es geht. Dies ist die entscheidende Formgebung und Formung des öffentlichen Lebens.

Die Bedeutung der Form für Erkennen und Handeln ist seit der vorsokratischen Philosophie bekannt. Damals ging es wie in aller Philosophie um die einfache Frage, was diese Welt, in der wir leben, eigentlich ist. Thales von Milet glaubte, alles auf einen bestimmten Stoff (Materie) reduzieren zu sollen; er lehrte, alles sei Wasser. Damit wähnte er den Schlüssel zur Welterkenntnis gefunden zu haben. Sein jüngerer Zeitgenosse Pythagoras widersprach: Das Wesen der Welt könne man nicht in diesem oder jenem Stoff erblicken. Es besteht vielmehr in einer bestimmten Form, einer in Zahlen ausdrückbaren Harmonie. Verschiedene Töne entstehen aus verschiedenen langen Saiten, und eine harmonische Tonfolge folgt gewissen Zahlenverhältnissen. Das Firmament zeige eine in Zahlen darstellbare Harmonie, wie der ganze Kosmos Ordnung sei und nicht durch diese oder jene Materie bestimmt würde.

Auf unsere Frage übertragen bedeutet diese Kontroverse: Genügt es, Soldaten und Waffen, Munition und Training zu sammeln, und schon hat man eine Armee? Sicher kommt es wesentlich auf eine bestimmte Form an, die man diesem „Stoff“ gibt. Man kann diese Elemente beispielsweise so formen, daß die Soldaten mehr Angst vor ihren Offizieren haben als vor dem Feind und darum eher kämpfen als desertieren. Man kann das Ganze auf Sieg hin ausformen oder auf Kriegsverhütung. Man kann gegen Soldaten sein, wie es zur Zeit der Wiederbewaffnung vielfach der Fall war, weil man argwöhnt, einen Staat im Staat zu bilden sei die notwendige Form einer Armee. Im Ringen um das „innere Gefüge“ der neuen Bundeswehr drückt sich dann das sehr bewußte Bemühen aus, für diese neue Armee eine Form zu finden, die mit der umgebenden Demokratie nicht nur kompatibel,

sondern auch wesentlich auf den Demokraten in Uniform angewiesen war. Der Begriff „Inneres Gefüge“ drückt diese Formungsaufgabe m.E. deutlicher aus, als die spätere Formulierung „innere Führung“.

Vor allem seit Aristoteles heißt dann die Parole nicht mehr „Materie oder Form“, sondern „Materie **und** Form“. Ein See und ein Fluß bestehen aus denselben Materialien: Sand für das Ufer sowie Wasser. Doch sie unterscheiden sich durch die Form sowohl des Wassers wie des Sandes: Stehendes Wasser und ein geschlossenes Ufer machen den See aus, fließendes und ein offenes Ufer den Fluß; ein geschlossenes Ufer gibt dem See seine Form, der Fluß ist oben und unten offen. Von einem Fluß reden wir folglich nicht, weil hier Sand und Wasser zusammenkommen, sondern weil sie es in einer bestimmten Form tun.

Im Zusammenhang mit dem Fluß erinnert man natürlich sofort eine weitere Kontroverse der griechischen Philosophie. Heraklit lehrt, daß alles fließt und nichts in beständigem Sein verharrt. Von ihm stammt der Satz: „Man kann nicht zweimal in denselben Fluß hinabsteigen“ (frg. 91). Beim zweiten Abstieg steigen wir nicht nur in anderes Wasser, sondern auch wir selbst sind andere geworden. Nichts ist beständig, alles voller Gegensätze und Spannungen, die zu stets neuem Werden treiben. Das einzig Bleibende und das Wesentliche ist das Werden selbst. Das Gegenteil lehrten die Eleaten. Nach Parmenides ist Veränderung und Werden nichts als Schein; von ihm werden diejenigen beeindruckt, die den „Weg des Scheins“ begehen. Wer jedoch dem „Weg der Wahrheit“ folgt, gelangt durch alle Veränderungen hindurch zum Sein und erkennt die Bedeutungslosigkeit allen Werdens.

Es dauerte in der griechischen Philosophie nicht lange, bis man erkannte, daß Werden und Sein keine Alternativen sind, zwischen denen man zu wählen habe. Vielmehr gibt es Wirklichkeit, deren Form dynamisch ist. Es macht gerade das Wesen eines Flusses aus, daß er fließt und nicht steht wie ein See. Wir haben es im vergangenen Winter bei der Elbe erlebt, welch Katastrophe ansteht, wenn diese Dynamik des Flusses durch Eisüberschichtung unterbrochen wird.

Die Bedeutsamkeit der Form, der In-formation, und deren innere Dynamik werden mich im folgenden beschäftigen.

1. Form-gebung als menschliche Kulturleistung

Die schwierigste Formfrage stellt sich, wenn es sich um Wirklichkeit handelt, die vom Menschen geformt ist, besonders dann, wenn es sich um soziale Wirklichkeit handelt, in der Menschen selbst den „Stoff“ bilden. Das Problem wird schon ansichtig, wenn wir uns in aller Kürze erinnern, wie Menschen ihre eigene Form finden.

Wenn wir im Tiergeschäft einen kleinen Dackel von 6–8 Wochen kaufen, kann er allenfalls „fiepen“. Er hat Schwierigkeiten mit der Wasserentsorgung, bellen kann er noch nicht. Von da an lebt er nur unter Menschen. Von Artgenossen wird er an der Leine ferngehalten — es versteht sich, zu seinem eigenen Schutz. Und in diesem für Hunde fremden Milieu der Menschen lernt er mit traumwandlerischer Sicherheit zu knurren, zu bellen,

sich wie ein Dackel zu verhalten, in der Regel gegen Befehl resistent zu verbleiben und in unnachahmlicher Weise beleidigt zu erscheinen. D.h., die „Form“ des Dackels setzt sich in ihm naturwüchsig durch.

Anders — wissen wir — geht es Menschen, die aufgrund irgendwelcher widriger Umstände von klein auf nur unter Wölfen oder Affen aufwuchsen. Sie lernen vor allem nicht zu reden. Sie benutzen kein Feuer, um ihr Essen zu garen; ihnen geht all das ab, was Menschen selbst auf niedrigster Kulturstufe verwirklicht haben. D.h., wenn wir Sprache und Kultur nicht zu nebensächlichen Kann-Vorschriften des Menschen degradieren wollen, setzt sich die „Form“ *menschlichen* Lebens in uns nicht naturwüchsig und allein durch Althern durch.

Wir sind darauf angewiesen, in eine Kultur hinein erzogen zu werden; von der wir aber dann bald erfahren, daß sie von Menschen gemacht wurde und daß nahezu kein einziges Element in ihr so sein muß, wie es ist. Es gibt eine Vielzahl konkreter Sprachen, matriarchale und patriarchale Strukturen, Monarchien und Demokratien, Eigentumsordnungen, in denen der Dieb bestraft wird, und solche, in denen der Eigentümer bestraft wird, weil er sein Eigentum nicht hinreichend gesichert hat. Hier ist häufig verboten, was dort erlaubt ist.

Und dennoch tritt unsere Kultur uns mit Sollensansprüchen entgegen. Sie verpflichtet uns bei Strafe, gewisse Dinge zu tun und andere zu unterlassen. Dies wird sie auf Dauer nur durchhalten können, wenn sie uns auch die Maßstäbe für die Ver- oder Gebote glaubwürdig macht und „verinnerlicht“. Dann aber verfährt sie rigoros mit ihren Sollensansprüchen. Ein Vater, der seiner bei uns ausgeprägten Sorgspflicht nicht entspricht, wird bestraft, auch wenn er nachweisen kann, daß anderswo die Mutter den Unterhalt der Familie besorgt. Niemand wird bei uns die Approbation als Mediziner erhalten, auch wenn der Medizinermann afrikanischer Stämme seinen Beruf ohne Physikum und ohne Staatsexamen ausüben darf. Was in der polygamen Welt ganz wie von selbst als Zeichen des Reichtums und des Wohlstandes interpretiert wird, wird von uns ebenso selbstverständlich als Amoralität gewertet und führt zum Gerichtsprozeß.

Dies ist das Kreuz des Menschen — seine Unbestimmtheit, seine Offenheit, seine Pflicht, sein Leben selbst zu gestalten. Doch es ist zugleich eine Chance, neue Herausforderungen erfolgreich zu bestehen. Hier liegt der anthropologische Kern der notwendigen Dynamik aller menschlichen Formgebung.

So ist es auch nicht zu verwundern, daß weite Bereiche unserer Kultur immer wieder in die Krise geraten. Was bis vor kurzem noch strafrechtlich verfolgt wurde, tritt bisweilen schon mit dem Anspruch auf, eine „neue Zärtlichkeit“ zu sein. Der Verzicht auf den „Tauschein“ verspricht das Abenteuer stetig neuer gegenseitiger Umwerbung und Eroberung. Soziologen kennen solche Phänomene — sie gehen hin bis zur Anomie, zur Normlosigkeit, zum Kulturverlust. Dies kann sicherlich nicht allein aus mangelnder Aufnahmebereitschaft der jungen Generation erklärt werden. Anomie hängt auch damit zusammen, daß diejenigen, die eine Kultur als attraktiv und existenzbereichernd vermitteln sollen,

dies nicht vermögen. Sich selbst aber eine Lebensform anzueignen, die man der nächsten Generation darum vermitteln kann, weil man sich mit ihr geistig auseinandergesetzt, Alternativen durchdacht, Gründe abgewogen und Vernunft und Willen dem besseren Argument gebeugt hat, das ist die eigentliche Leistung, die uns groß macht. Eine solche *informatio* oder Formgebung ihres eigenen Lebens wird von jeder Generation verlangt — stets muß sie ihre Kultur auf neue Probleme hin entwickeln und sie dadurch sich selbst neu aneignen. Gelingt dies nicht, gibt man sich damit zufrieden, daß die Dinge irgendwie laufen, wird man zu einem stummen Chorstatisten, der Noten in der Hand hält, mit denen er selbst nichts anzufangen weiß, der für etwas zu begeistern versucht, wovon er nicht begeistert ist, der etwas vermittelt, was er offensichtlich selbst nicht braucht. Anders hingegen einer der großen Sänger: Er hat sich um sein Metier bemüht und vermag zu überzeugen, weil er die Form Sänger selbst verkörpert. Er ist selbst da noch unzufrieden und arbeitet weiter an sich selbst, wo die Öffentlichkeit vielleicht schon begeistert applaudiert; er sucht nach der perfekteren Form, lange bevor ihn die Kritik dazu auffordert.

Insofern ist jeder Mensch „Kulturträger“ und in einem sehr tiefen Sinne „In-formant“ für seine Umwelt; er demonstriert durch seine offenliegende Existenz, was die Form des Menschseins, die man ihm ansieht und für die er Zeugnis gibt, im wirklichen Leben bewirkt: Ob Ehrlichkeit Verarmung und Karriereverzicht bewirkt, ob Offenheit zu Unentschlossenheit oder zu Reife führt, ob Macht korrumpiert, ob Führungsfähigkeit zur Eitelkeit verleitet oder zur bewußten Sorge für andere wird.

2. Politische Formgebung

Im Gegensatz zur Ordnung etwa der Bienen ist dem Menschen keine politische Ordnung natürlich, so daß sie sich zwangsläufig oder alternativlos einstellen müßte. Im Gegenteil, die Spielräume der politischen Gestaltung sind eher größer als bei den Ordnungen kleinerer sozialer Einheiten. Fraglich ist schon, wie viele Sachverhalte überhaupt regelungsbedürftig sind.

Darüber hinaus gibt es in der Politik Bereiche, denen nur schwerlich ein öffentlicher Sympathievorschuß gewiß ist. Dazu gehören mit Sicherheit die Finanz- und die Sicherheitspolitik. Niemand zahlt gerne Steuern, und — von der leidigen Wehrpflicht einmal ganz abgesehen — könnte sich jeder leicht vorstellen, wohin der Verteidigungsetat sinnvollerweise umkanalisiert werden könnte: in den Umweltschutz, in Entwicklungspolitik, in Arbeitsplatzbeschaffung, in die Förderung von Kunst und Wissenschaft, in die Absicherung des sozialen Netzes. . .

Dabei hat es das Verteidigungsministerium nochmals schwieriger als das Finanzministerium. Es ist ein Ministerium, das stets nachweisen muß, daß es begründeterweise existiert. Selbst Colin S. Cray schrieb vor Jahren, man wisse nicht, warum es nicht zum Krieg zwischen den beiden Blöcken gekommen sei; möglicherweise habe die NATO erfolgreich abgeschreckt, möglicherweise habe die UdSSR gar nicht angreifen wollen. Erkenntnistheoretisch steht dahinter das schwierige Problem, ob und (wenn ja) wie man ein Nicht-Ereig-

nis erklären kann. George F. Kennan hielt und hält die UdSSR zwar für eine expansive, nicht jedoch für eine aggressive Macht: Sie versuche take overs in ihrem Sinne, wo immer die ungefestigte und labile innere Lage eines Staates dies ermögliche, scheue jedoch vor dem Einsatz von Militär zur Machtergreifung zurück. (Dies gilt für ihn selbst noch nach „Afghanistan“). Sein Konzept der „Eindämmung“ (containment) habe sich darum auch im wesentlichen darauf gerichtet, die Anrainerstaaten der Sowjetmacht durch wirtschaftliche und politische Stabilität im Innern zu sichern.

Nun kann man die Frage von Gray für ebenso weltfremd halten wie die These von Kennan. Doch indem sie dies äußert, genügt die Politik ihrer Informations-Pflicht nicht. Denn hätte Gray wirklich eine sinnvolle Frage formuliert, wäre ernsthaft zu prüfen, ob überhaupt eine Aggressionsgefahr seitens der UdSSR vorliegt. Und wenn Kennan recht hat, ist mindestens zu prüfen ob der gegenwärtige Umfang der Nato sowohl an Rüstung, Rüstungsausgaben wie an Soldaten erforderlich ist. Wer auf solche Fragen mit Empörung reagiert, wer sie als Beleidigung empfindet, übersieht die Dynamik, in der allein er die situationsgerechte und überzeugende Form der Sicherheitspolitik finden kann. Wir Älteren haben den Ost-West-Konflikt eher aus der Gegenüberstellung Stalinscher Tyrannei und amerikanischer Care-Pakete erlebt; eine mittlere Generation setzt an bei einem eher tölpelhaften und bäuerlichen Chruschtschow im Vergleich zum Vietnamkrieg; noch jüngere erleben einen innovationsfreudigen und geradezu abrüstungsgierigen Gorbatschow und vergleichen ihn mit dem eher bremsenden Teil des konservativen Spektrums im Westen. Alle Elemente sind allen präsent — Vietnam und Afghanistan, Totalitarismus und Demokratie; Mißwirtschaft und Effizienz, die verfestigte Korruption der Nomenklatura und die Selbstreinigung nach Art von Watergate. Entscheidend ist, alles an sich heranzulassen und die Vielfalt von Teil-Informationen über die politische Lage in Ost und West in eine glaubwürdige Form zu bringen. Und glaubwürdig ist diese Form nicht schon dadurch, daß sie denen gefällt, die sie vortragen. Glaubwürdig wird sie nur dadurch, daß sie die Fragen derer beantwortet, an die sie gerichtet ist.

Es geht um die heutige „Form“ der Sicherheits- und Verteidigungspolitik. Was ist das eigentlich, wozu Menschen zusammengeschlossen werden, die sich dann „Armee“, Bundeswehr oder NATO nennen? Was unterscheidet diese Gruppierung von anderen Zusammenschlüssen? Kürzlich fragte eine brasilianische Teilnehmerin auf einem Kongreß, gegen welche Bedrohung von außen Brasilien eine gewaltige Armee unterhalte und dem Militärischen noch dazu eine solche Bedeutung gäbe, daß es zu einem der führenden Waffenproduzenten und -exporteure der Welt geworden sei. Auf diese Frage verlangen brasilianische Wehrpflichtige eine Antwort, andernfalls vermuten sie, ihre Armee habe eine andere Form, diene beispielsweise anderen Zwecken als den offiziell genannten. Daß dann auch gerade in Südamerika die These von der „Ideologie der nationalen Sicherheit“ Resonanz findet, verwundert nicht.

Nicht zuletzt diese These von der „Ideologie der nationalen Sicherheit“ wird denn auch auf uns generalisiert. Prof. K. Tsipis, Cambridge, MA, referierte auf dem Friedenskongreß

der Naturwissenschaftler im vergangenen Jahr in Hamburg. Seine Analyse lautete: Mehr als je 200 Atomsprengköpfe seien für ein stabiles Abschreckungssystem nicht erforderlich. Darum seine nächste Frage, warum beide Seiten jeweils mehr als 10000 Sprengköpfe besäßen. Und als Antwort hielt er für zwingend: Wegen der Generäle auf beiden Seiten. Ihr Wille und ihr Durchsetzungsvermögen seien die Erklärung für diese unnötige und gefährlich hohe Zahl an Atomsprengköpfen. Möglicherweise ist dies nicht die klügste der möglichen Analysen, doch mich hat es verwundert, daß 3000 doch in der Regel gebildete Kongreßteilnehmer nicht irgendwie Unbehagen signalisierten und sich von einer offensichtlich zu einfachen Lösung nicht distanzieren. Die gegenwärtige Form der Sicherheitspolitik schien ihnen jedenfalls weniger plausibel zu sein, und man sollte vorsichtig sein, zu behaupten, Unwissen oder gar Bosheit dieser Kritiker gäben dafür hinreichenden Grund ab.

3. Formgebungsaufgaben sicherheitspolitischer Informationspolitik

Wenn man die einschlägige Literatur sichtet, scheinen es vor allem drei Gebiete zu sein, auf die sich die Einwände gegen die gegenwärtige Form der Sicherheitspolitik konzentrieren. Es ist erstens die Bedrohungsanalyse, als deren wirklichen Hintergrund man „Feindbilder“, unkorrigierbare Stereotype oder „Antikommunismus“ diagnostiziert. Zweitens ist es die Strategie, in der man keine geeignete Zweck-Mittel-Relation mehr erkennt, vielmehr die Bereitschaft, zu zerstören, was verteidigt werden soll — vor allem in der Androhung einer Eskalation auf die Stufe des allgemeinen Nuklearkrieges. Drittens ist es eine gewisse Perspektivlosigkeit der Ost-West-Politik, in der beispielsweise Abrüstung in Aussicht gestellt, in Wirklichkeit aber massiv aufgerüstet wird.

Diese Problemfelder nun im einzelnen durchzugehen, ist unmöglich. In jedem Fall aber handelt es sich um Fragen, die nicht nur von außen an die Bundeswehr herangetragen werden, sondern sie teilen die Bundeswehr selbst — bis in hohe Ränge der Stabsoffiziere. Und was beklagt wird, ist weniger, daß Dilemmata und Aporien noch nicht gelöst sind, sondern daß sie verschwiegen und überholte Formeln wiederholt werden. Probleme zuzugeben und offen zu diskutieren, so glaubt man mit Recht, sei vorzugswürdig: Dies signalisiere Problembewußtsein, ermögliche bessere Lösungen und schaffe Vertrauen.

Insofern spielen Publikationen wie die „Information für die Truppe“ bei der Suche nach der sach-, zeit- und menschengerechten Form der Bundeswehr eine erhebliche Rolle. Als Foren können sie Soldaten wie Zivilisten in vielfacher Hinsicht helfen: Sei es, daß sie dort erfahren, nicht allein dieses oder jenes Problem zu haben; sei es, daß ihnen Alternativen von deren Autoren vorgestellt werden und sie selbst sich ein Urteil bilden können, was alternativ und was besser ist; sei es, daß sie nicht von sich und anderen den Verdacht haben, um der Karrierestabilität willen nur nachzusagen, was vermeintlich angenehm ist.

Lassen Sie mich mit zwei Beispielen schließen, die ich an einem einzigen Tag erlebt habe. Morgens unterhielt ich mich mit jungen Offizieren aus dem Truppendienst. Hier wurde die These vertreten, stabil sei eine Abschreckung, wenn der Soldat bereit wäre und dies auch öffentlich dokumentiere, nukleare Kurzstreckenwaffen selbst dann einzusetzen,

wenn sie die Bevölkerung eigener Städte vernichteten. Derartige Aussagen hört man natürlich nicht von jenen in der Bundeswehr, die sich professionell mit Strategie befassen. Insofern hatte ich weniger Sorge vor dem, was jener junge Truppenoffizier gegebenenfalls zu tun bereit wäre — er hätte mit Sicherheit nicht derartige Entscheidungen zu treffen. Berührt hat mich hingegen, wozu er glaubte um einer glaubwürdigen Abschreckung willen bereit sein zu müssen. Berührt hat mich darüber hinaus, wie schwer es offensichtlich der Bundeswehr fällt, einschlägiges strategisches Wissen von oben nach unten zu transportieren. Am Nachmittag erreichte mich dann der Telefonanruf eines Kirchenbediensteten, der in etwa von Amts wegen mit friedensethischen Fragen befaßt war. Aus diesem Gespräch ergab sich für mich die Einsicht, daß es offenbar auch der Kirche schwerfällt, das oben Gesagte nach unten zu transportieren, daß vielmehr auch kirchliche Gruppen sich vor Ort ihre eigene Friedensethik zusammendenken und fest davon überzeugt sind, die kirchliche Friedenslehre wiederzugeben.

Die Folgen dieser offensichtlichen Unfähigkeit von Großinstitutionen, ihre eigene Form im Binnenbereich durchzusetzen, sind evident: Jede Seite wird nicht durch die Kraft der eigenen friedenspolitischen Konzeption stabilisiert, sondern viel eher durch die offensichtlichen Defizite der anderen Seite, von der man glaubt annehmen zu dürfen, daß es die genuinen Vorstellungen, sei es der Kirchen oder der Bundespolitik, seien.

Gewiß ehrt es eine freie Gesellschaft, daß man die Worte „derer da oben“ nicht auswendig lernt wie in einem Überwachungssystem, in dem man sich täglich neu versichern muß, was man zu sagen hat. Doch um der Sache des Friedens, um der Werte willen, an denen Sicherheitspolitik orientiert sein muß, letztlich aber um der Menschen willen, für die sie betrieben wird, bedarf das Ringen um die bestmögliche Form der Sicherheits- und Friedenspolitik nach außen der Klarheit wie nach innen der Wahrheit.

Epilog:

Wer wie Sie, Herr Dr. Loch, über lange Jahre für die „Information für die Truppe“ verantwortlich zeichnete, hat sicherlich all dies und noch viel mehr gewußt. Vielleicht freut es ihn, daß ein anderer — kein Fremder, denn wir kennen uns seit langen Jahren — ihm für seine Arbeit dankt, bei seinem Abschied aber eher über die Aufgaben, Hindernisse und Bürden spricht, die ihn sicherlich auch häufig bedrückt haben und die er mit viel Anstand bewältigt hat.

Prof. Dr. E. S. Nagel hielt diesen Vortrag anläßlich des Ausscheidens des Chefredakteurs der „Information für die Truppe“, Ministerialrat Dr. Walter Loch, u. a. Autor des Buches „Wenn Soldaten Frieden sagen...“

Kirche

Herkunft und Zukunft organisierten Laienapostolats Verantwortung der Laien für Kirche und Gesellschaft

Friedrich Kronenberg

Den Diözesanrat Köln beglückwünsche ich zu seinem 40jährigen Bestehen. Ich möchte allen Männern und Frauen, die in den zurückliegenden 40 Jahren Leben und Arbeit des Diözesankomitees und später des Diözesanrates geprägt haben, von ganzem Herzen danken. In ihrem Wirken verkörpert sich kirchliche Gemeinschaft und kirchlicher Dienst in der Welt. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken ist dem Diözesanrat Köln zu besonderem Dank verpflichtet. Wir sind dankbar, daß wir mit unserem Generalsekretariat im Erzbistum Köln Heimstatt gefunden haben, in einem Bistum, das sich in besonderer Weise durch verantwortliche Arbeit von Laien in Räten und Verbänden auszeichnet und in dem daher auch die Arbeit des Zentralkomitees wachsen und gedeihen kann. Das Zentralkomitee verdankt den Kölnern viele Impulse, ja sogar entscheidende Beiträge zur Wiederbegründung des Zentralkomitees nach dem letzten Krieg. Ich will stellvertretend nur zwei Namen nennen: Prälat Wilhelm Böhrer und Dr. Anton Roesen. So verbinden sich heute unser Dank und unsere Anerkennung mit unseren Wünschen für eine glückliche und gesegnete Zukunft Ihrer Arbeit.

Wir können dem Diözesanrat eine gute Zukunft wünschen, weil wir davon überzeugt sind, daß Religion und Kirche eine Zukunft haben. Die Auffassung, daß heute Religion nurmehr eine Vergangenheit, aber keine Zukunft mehr haben könne, verkennet, daß es nach christlichem Verständnis eine Vergangenheit im eigentlichen Sinne gar nicht gibt, daß zwar die Stunden und Jahre in ihrer zeitlichen Dimension vergehen, daß aber alles, was sich in dieser Zeit ereignet und lebte, in dem Maße besteht, als es die Herkunft der Gegenwart ist, aus der sich die Zukunft formt. Nur wenn wir Menschen unsere Herkunft vergessen, dann wird aus unserer Herkunft Vergangenheit, und was vergangen ist, kann keine Zukunft begründen. Der Christ lebt aus seiner Herkunft, die im wahrsten Sinne des Wortes für ihn zukunftsfruchtig ist: Jesus Christus.

Eine Feierstunde wie diese ist immer auch eine Besinnung auf die eigenen Quellen. Golo Mann hat einmal gesagt: „Wer nicht um seine Herkunft weiß, hat auch keine Zukunft.“ Herkunft ist mehr als die hinter uns liegende Zeit, und Zukunft ist mehr als die vor uns liegende Zeit. Die Herkunft umfaßt auch die Quellen, aus denen wir heute leben. Zur Herkunft gehören die Kräfte und die Orientierungen, denen sich das Heute verdankt. Die Zukunft ist die Welt, in der wir morgen leben. Ihre Gestaltung, ihre Ordnung, ihre Freiheit, ihr menschliches Zusammenleben in Frieden und Solidarität. Herkunft und Zukunft verbinden sich in der Gegenwart. Sie verbinden sich aber nicht von selbst. Wir müssen je-

Diesen Vortrag hielt Dr. Friedrich Kronenberg, Generalsekretär des ZdK, MdB, aus Anlaß des 40jährigen Bestehens des Diözesanrates bei der Festveranstaltung in Köln am 9. Mai 1987.

den Tag unsere Herkunft mit unser Zukunft verknüpfen. Tun wir das nicht, leben wir pragmatisch nur in den jeweiligen Tag hinein, dann geben wir unsere Herkunft und unsere Zukunft preis. Dann bemächtigen sich andere der vor uns liegenden Zeit. Wir werden dann unserer Zukunft beraubt. Wenn wir selbst Zukunft haben wollen, dann müssen wir aus den Quellen, aus den Kräften und aus der Orientierung unserer Herkunft leben und handeln.

Lassen Sie uns gemeinsam einen Blick auf unsere Herkunft richten: auf die Quellen und Grundlagen unseres organisierten Laienapostolats, auf die Kräfte, die am Anfang unserer Geschichte wirkten. In diesem Blick auf unsere Herkunft wird uns auch die Zukunft klarer.

Die Kirche hat sich aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil als das „allumfassende Sakrament des Heiles“ erklärt, sich als „Zeichen und Werkzeug . . . für die Vereinigung der ganzen Menschheit“ bezeichnet und besonders in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute ihre enge Verbundenheit mit der ganzen Menschheit zum Ausdruck gebracht. Diese Verbundenheit mit der Gesellschaft und ihren Menschen, diese Solidarität der Kirche mit den Ängsten und Hoffnungen und den Problemen und Erwartungen der ganzen Menschheit gewinnen vor allem Gestalt im Zeugnis des Christen in der Welt und in dem Dienst, den Christen in Gesellschaft und Politik leisten. Denn im Weltdienst der Christen, im gesellschaftlichen und politischen Engagement der Christen muß die Sorge der Kirche um den Menschen und um die Menschheit praktisch wirksam werden. Das gilt für alle Bereiche des Weltdienstes: die Jugend- und Erwachsenenbildung, die Schule, die Sozialarbeit, die Präsenz in der Berufs- und Arbeitswelt, die Familienarbeit, die Entwicklungshilfe, die Friedenssicherung, die Übernahme von Verantwortung in politischen Parteien und im Staat — um nur einige Aufgabenfelder des Dienstes der Christen beispielhaft zu nennen.

Ein solches gesellschaftliches und politisches Engagement der Christen ist notwendige Aufgabe der Kirche, weil die Kirche inmitten unserer Gesellschaft wirksam sein will, weil sie für die vielen dasein will, weil sie den Weltdienst als christliches Zeugnis begreift. Nur eine Kirche, die sich im Weltdienst engagiert, kann heute eine Kirche sein, die sich als Sakrament und Zeichen für die Welt versteht, die sich den Problemen dieser Welt und ihren Menschen verbunden weiß. Kirche ohne Weltdienst ist weder Kirche in der Welt noch Kirche für die Welt.

Unsere Kirche ist nicht nur eine Institution. Sie ist das Volk Gottes. Wir sind die Kirche. Auch wenn sich Katholiken in einer Gruppe oder in einem Verband zusammenschließen, um gemeinsam in der Welt Christus zu bezeugen und ihren Dienst zu tun, bilden sie ein Stück Kirche. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wer sich im Sinne dieses Christuswortes zu Gruppen oder Verbänden zusammenschließt, der gründet die Gemeinschaft nicht nur auf das bürgerliche Koalitionsrecht, das ein Grundrecht unserer Verfassung ist, sondern auch auf das innerkirchliche Koalitionsrecht, das im Zweiten Vatikanischen Konzil eine ausdrückliche Bestätigung

erhielt. Die Gründung von Vereinigungen und Verbänden bestimmt die Entwicklung des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert. Die Räte des Laienapostolats, die Pfarrausschüsse und späteren Pfarrgemeinderäte, die Katholikenkomitees, die Diözesanräte traten später hinzu. Dieser Katholizismus ist die soziale Ausprägung unserer Kirche. Er ist die Voraussetzung dafür, daß die Kirche ihren Dienst in der Welt tun kann. Die soziale Gestalt unserer Kirche ist aber nicht allein eine unverzichtbare Grundlage für den kirchlichen Weltdienst, sie ist auch die Selbstorganisation der Kirche als Volk Gottes, von dem das Zweite Vatikanische Konzil gesprochen hat.

Kirche ist also Sakrament des Heiles für die Welt und Kirche ist auch Volk Gottes. Die Kirche muß beides sein. Sie kann nur Sakrament des Heiles für die Welt sein, wenn sie sich in Gruppen, Gemeinschaften, Initiativen, Zusammenschlüssen, Verbänden und auch in den Räten des Laienapostolats als Volk Gottes verfaßt und so in der Welt wirksam wird. Gleichzeitig ist sie aber nur dadurch Volk Gottes, daß sie sich nicht als irgendein Sozialgebilde versteht, sondern als Werkzeug für das Heil der Welt.

Wir dürfen uns nicht im innerkirchlichen Leben erschöpfen. Natürlich haben Laien auch eine innerkirchliche Aufgabe. Sie haben ihren Beitrag zur Einheit der Kirche zu leisten. Sie haben die Träger des kirchlichen Amtes, die Bischöfe, die Pfarrer und den Papst in der Leitung der Kirche und in ihrer Vertretung nach außen zu beraten und zu unterstützen. Das alles ist unverzichtbar, aber die kirchliche Sendung in die Welt hinein würde Schaden nehmen, wenn wir Laien uns überwiegend auf die Beteiligung an der kirchlichen Amtsführung konzentrieren würden. Dieses ist in den ersten Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht selten geschehen, so daß die Laienarbeit gelegentlich eher einer innerkirchlichen Nabelschau glich statt einer sendungsbewußten Mitarbeit in allen Bereichen unserer Gesellschaft. Die gelegentlich auch heute noch anzutreffende Fixierung von Laien auf das kirchliche Amt birgt eine doppelte Gefahr: Einerseits werden das Zeugnis und der Dienst des Laien so reduziert, daß sie — bildlich gesprochen — unter die Mitra passen; andererseits wird die Mitra so weit gemacht, daß alle Verantwortlichen, Zeugnisse und Dienste darunter Platz haben und so amtlich vereinnahmt werden können. Die Konsequenz ist, daß das kirchliche Amt der Tendenz nach nicht nur „demokratisiert“ wird, sondern daß das eigenständige Laienengagement auch veramtlicht wird. So notwendig die Beratung und die Unterstützung des Leitungsamtes ist, wer nur hierzu seinen Beitrag leistet, der verkennet den missionarischen Charakter der Kirche, für den ist Kirche nicht Sauteig, sondern bereits ein fertiges Menu.

Freie Initiativen sind in der Kirche unverzichtbar. Ich denke an die Gruppen, Vereinigungen, Verbände sowie an die Bündelung dieser Initiativen in den Räten des Laienapostolats auf allen Ebenen. Weil sie meistens „von unten“ in der Begegnung mit der Realität und nicht in der Begegnung mit der Theorie der Welt entstehen, übersetzen sie unmittelbar gesellschaftliches Leben in die Kirche. Als Zusammenschlüsse von Christen machen sie andererseits die Kirche in der Gesellschaft präsent. Sie sind gesellschaftliche und kirchliche Strukturen in einem. Sie sind gesellschaftliche Strukturen in der Kirche und kirchliche Strukturen in der Gesellschaft. Freilich handeln sie nicht im Namen der Kirche. Aber ist

das nicht gerade ihr Vorzug? Nicht alle Situationen und Sachbereiche sind mit amtlichen Weisungen abzudecken. Nicht für alle Fragen gibt es verbindliche christliche Lösungen. Nachdrücklich sprach ja das Konzil von der Eigengesetzlichkeit der weltlichen Sachbereiche und trotzdem muß in allen weltlichen Sachbereichen das christliche Zeugnis lebendig sein. Wie wäre es um den Dienst des Christen in Bereichen wie, Jugendhilfe, Erwachsenenbildung, Sozialarbeit, Ehe- und Erziehungsberatung, Familie, Nachbarschaft und Politik bestellt, wenn in ihnen nur so viel zur Geltung kommen könnte, wie das kirchliche Amt zu sagen und zu tun vermag? Die Kirche würde dann ihre Sendung nur ungenügend erfüllen. Deshalb kommt es entscheidend darauf an, daß Laien in eigener Verantwortung, d.h. gemäß ihrer spezifischen Berufung, zum Zeugnis und Dienst in der Welt tätig werden. Dadurch nehmen sie erst den ihnen zustehenden Platz im Volk Gottes ein, und nur so tragen sie zur gemeinsamen Sendung der Kirche bei.

Wer in der bloßen Teilhabe an den Aufgaben des kirchlichen Amtes das herausragende Merkmal der Tätigkeit des Laien sieht, der hat das Konzil gründlich mißverstanden. In dem nachkonziliaren Dokument „Über die Evangelisierung der Völker“ heißt es: „Ihre (der Laien) erste und unmittelbare Aufgabe ist nicht der Aufbau und die Entwicklung der kirchlichen Gemeinschaft — hier liegt die besondere Aufgabe der Hirten —, sondern sie sollen alle kirchlichen, vom Evangelium her gegebenen Möglichkeiten, die zwar verborgen, aber dennoch in den Dingen der Welt schon vorhanden sind und aktiv sich auswirken, verwirklichen. Das eigentliche Feld ihrer evangelisierenden Tätigkeit ist die weite und schwierige Welt der Politik, des Sozialen und der Wirtschaft, aber auch der Kultur, der Wissenschaften und Künste, des internationalen Lebens und der Massenmedien...“ (Nr. 70)

Bei aller Notwendigkeit der Beteiligung der Laien an den innerkirchlichen pastoralen Aufgaben bleibt also festzuhalten, daß der eigentliche Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Zeugnis und Dienst in der Welt liegt, also in der Weltverantwortung. Christliche Weltverantwortung ist seit mehr als 100 Jahren das Erkennungszeichen deutscher Katholiken und nicht innerkirchliche Nabelschau. Das muß so bleiben, das ist die Forderung des Konzils und das entspricht auch der guten Tradition des deutschen Katholizismus und des Kölner Diözesanrates.

Unsere Weltverantwortung, das gesellschaftliche und politische Engagement des Christen muß allerdings in seiner Stoßrichtung klar und eindeutig bleiben: Der Glaube und die christliche Überzeugung prägen und verändern die Welt und nicht umgekehrt. Die Umkehrung der Stoßrichtung ist eine Gefahr, der wir immer wieder neu begegnen. Dann prägt unser Glaube nicht die Welt, sondern unsere Welt prägt den Glauben.

Bisweilen handelt es sich darum, daß in naiver Weise einzelne Weisungen des Evangeliums isoliert und auf komplexe politische Zusammenhänge angewandt werden. Die Berufung auf die Bergpredigt in der Friedensdiskussion der letzten Jahre ist hierfür ein schlimmes Beispiel. Für die Position des politischen Pazifismus wurde immer wieder die Bergpredigt bemüht. Aber die Bergpredigt enthält keine Begründung für ein pazifistisches *politisches*

Programm, in dem Gewaltlosigkeit um jeden Preis gefordert wird. In der Bergpredigt, heißt es (Mt. 5,39): „...wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin“, es heißt nicht, dann halte ihm auch die eines anderen hin! Die Wange eines anderen hält aber derjenige hin, der nicht nur die Verteidigung für sich persönlich ablehnt, sondern der auch seinen Mitmenschen das Recht auf Verteidigung und dem Gemeinwesen die Pflicht zum Schutz der Bürger streitig macht. Wer seinen persönlichen Verzicht auf Gewalt zur verpflichtenden Norm in Staat und Gesellschaft machen will, der verstößt gegen das Recht des anderen, vor Gewalt geschützt zu werden. Die Bergpredigt muß man leben, man kann sie nicht politisch verordnen. Wer die Weisungen der Bergpredigt politisch durchsetzen will, der politisiert das Evangelium. Hier kehrt sich die Stoßrichtung um. Nicht der Glaube prägt die Politik, sondern die Politik prägt den Glauben.

Gelegentlich werden auch ökonomisch oder politisch falsche Analysen zur Grundlage theologischer Aussagen gemacht. Auch so kann christlicher Glaube politisiert werden. Ich denke etwa an die These, die Industrieländer würden die Entwicklungsländer in Abhängigkeit halten, damit sie ihnen das wegnehmen können, was sie für ihren eigenen Reichtum benötigen. Nach dieser These sind wir die Klassengegner der Armen in der Dritten Welt. Unser Wohlstand sei die Ursache ihrer Armut. Und dieser ebenso simple wie falsche Erklärungsversuch führt zu der Feststellung, die Armut in der Dritten Welt könne durch eine Verringerung unseres Wohlstandes beseitigt werden. Was ökonomisch unsinnig ist, kann in die Form eines christlichen Appells gekleidet, nicht sinnvoll werden.

Wir können die schwierigen Fragen der weltwirtschaftlichen Interdependenz und auch die Frage einer gewissen Abhängigkeit der Dritten Welt von den Industrieländern, die es zweifellos gibt — ich erinnere nur an die Verschuldungsproblematik —, hier nicht abschließend klären. Wirtschaftliche und politische Interdependenz verlangt nach Solidarität. Wirtschaftliche Abhängigkeit begründet die Forderung nach zusätzlicher Hilfe, um die Abhängigkeit zu verringern und möglichst zu beseitigen. Die Einsicht, daß die Welt immer mehr eins wird und daß die eine Menschheit aus vielen Millionen einzelner Menschen besteht, die alle Ebenbild Gottes sind und die als Kinder Gottes mein Bruder und meine Schwester sind, verlangt die Bereitschaft, alles zu tun, was notwendig ist, um gerecht zu teilen und allen Menschen ein Leben in Würde, Freiheit und Gerechtigkeit zu ermöglichen. Diese christliche Weltsicht trägt viel weiter als alle Ideologien unserer Tage oder die falschen Erklärungsversuche unserer politischen und sozialen Wirklichkeit. Christen helfen als Christen. Sie benötigen dazu kein klassenkämpferisches Bewußtsein auf der Basis fragwürdiger ideologischer Weltdeutungen.

Damit kein Mißverständnis bleibt: Frieden und Gerechtigkeit in unserer Welt — das sind die großen politischen Herausforderungen unserer Tage. Daher liegen hier auch die großen gesellschaftlichen und politischen Aufgaben christlicher Weltverantwortung. Die Würde des Menschen, die darin beruht, daß jeder Mensch in einzigartiger und unverwechselbarer Weise Ebenbild Gottes ist, ist gleichzeitig Antrieb und Maßstab für christliches Handeln in Gesellschaft und Politik. Der Mensch, der zur Freiheit berufen, auf den Nächsten verwiesen, zur Gerechtigkeit verpflichtet und so zu einem friedlichen Zusammenle-

ben befähigt ist, dieser Mensch, dieses Menschenbild, ist die Orientierung für unser Handeln in der Welt.

Die Frage drängt sich auf: Ist dieses christliche Menschenbild in uns so lebendig, erfüllt uns die christliche Botschaft innerlich so mit Kraft, daß wir in diese Stoßrichtung unsere Weltverantwortung wahrnehmen können, daß das Evangelium die Welt verändert und nicht die Welt das Evangelium? Für die Zukunft des organisierten Laienapostolats genügt es nicht, nach der geschichtlichen Herkunft unserer Arbeits- und Lebensformen zu fragen, nach der Begründung unseres kirchlichen Selbstverständnisses und nach unserer Bereitschaft zum gesellschaftlichen und politischen Engagement. Wir müssen auch nach unserem Glauben fragen, nach seiner Herkunft, wie wir ihn weitergeben können, wie wir ihn leben können und wie wir ihn in der Welt bezeugen können. Die Zukunft des Laienapostolats hängt untrennbar mit der Zukunft des Glaubens zusammen, wie wir ihn selbst leben und wie wir ihn weitergeben an andere Menschen und an kommende Generationen.

Renate Köcher stellt in dem gemeinsam mit Elisabeth Noelle-Neumann herausgegebenen Buch „Die verletzte Nation“ fest, daß „sich offensichtlich die Voraussetzungen für die Weitergabe religiöser Werte in einzelnen Ländern extrem ungünstig entwickelt“ haben. „Die Tradition religiöser Inhalte ist besonders abhängig von einem Grundvertrauen zwischen den Generationen, von dem Willen zur Überlieferung von Werten, auch von der überzeugenden Demonstration dieser Werte. Diese Voraussetzungen sind gerade in der Bundesrepublik beeinträchtigt. Die Chancen von Kindern und Jugendlichen, mit Religion in Kontakt zu kommen, gelebte Religiosität zu erfahren, sind in den letzten Jahrzehnten dramatisch gesunken. Mit keiner der durch lange Tradition und breiten Konsens gefestigten Verhaltensweisen wurde in den letzten Jahrzehnten so radikal gebrochen wie mit der Praktizierung des christlichen Glaubens.“ (S. 173)

Die Feststellung von Renate Köcher, daß die Tradierung religiöser Überzeugungen in Europa und besonders in der Bundesrepublik Deutschland weitgehend unterbrochen ist, verlangt unsere ganze Aufmerksamkeit: „Der Rückgang des Kirchenbesuchs ist nicht der einzige Indikator, der uns zur Verfügung steht, um die These einer tiefgreifend gestörten religiösen Sozialisation zu belegen. Wie aus dem öffentlichen Raum verschwinden die religiösen Rituale auch aus der intimen Kleingruppe Familie. . . Am schwersten wiegt jedoch das Desinteresse, religiöse Überzeugungen durch Weitergabe an die nächste Generation über die eigene Lebensspanne hinaus zu bewahren. Nirgends zeigt sich wohl deutlicher, wie unwichtig heute Religiosität empfunden wird, wie wenig hilfreich auch bei der Lebensgestaltung. Nur 17 Prozent der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland halten Religiosität für eines der wichtigsten Ziele bei der Erziehung von Kindern; von den 25- bis 44-jährigen, die die kommende Generation betreuen und prägen, halten nur zehn Prozent die Vermittlung religiöser Überzeugungen für einen besonders wichtigen Bestandteil ihrer Aufgabe. Selbst diejenigen, die sich als religiös beschreiben, messen einer religiösen Erziehung merkwürdig wenig Bedeutung bei. In ganz Europa ist die Entschlossenheit zur Tradierung religiöser Werte heute gering. . . Diese Entwicklung trifft die Religiosität einer Gesellschaft am Nerv.“ (S. 178f.)

Die Untersuchungen von Renate Köcher belegen schonungslos, daß der Glaube mehr und mehr unsichtbar wird, daß die Bindung an die Kirche immer lockerer wird und bei vielen, insbesondere bei der Mehrheit der Jugend, bereits zerbrochen ist. Für unseren gesellschaftlichen und politischen Auftrag hat das unweigerlich Konsequenzen. Renate Köcher stellt fest: „In allen Lebensbereichen, nicht nur in der engeren privaten Sphäre, finden sich zahlreiche Hinweise, daß ein Bedeutungsverlust der christlichen Religion hedonistische Züge verstärkt und das Ethos der Mitmenschlichkeit schwächt. Im engeren Einflußbereich der Kirchen, bei Personen mit ausgeprägter religiöser Orientierung und kirchlicher Bindung, dominiert ein Lebenskonzept, das Leben als eine kräftefordernde Aufgabe versteht. Mit zunehmender Entfremdung von Kirche und Religion tritt anstelle dieser instrumentellen Interpretation der eigenen Existenz, des Sich-in-den-Dienststellen-Wollens, eine instrumentelle Sicht der Umwelt als Korrelat einer hedonistischen Grundhaltung. Anstelle der Motivstruktur, wirken, etwas leisten zu wollen, gewinnt bei Kirchenfernen und besonders bei kirchenfernen Jugendlichen das Streben nach unmittelbarem, unter Minimierung eigener Anstrengungen erzielten Lebensgenuß an Bedeutung. . . Wo Religion und Kirche schwach sind, greifen Egozentrismus und Hedonismus Raum, wird individuelle Autonomie zum überragenden Ziel, dessen Verfolgung keine absoluten Verhaltenspostulate und Verpflichtungen duldet.“ (S. 194 ff.)

Wie stellen wir uns im organisierten Laienapostolat dieser von Renate Köcher so treffend geschilderten Situation? Ich denke, es gibt wirklich nur eine Antwort: Wir müssen neu lernen, den Glauben konkret zu leben und mit anderen Menschen zu teilen. Wir müssen uns intensiver bemühen, die Quellen des Glaubens zu erschließen, aus denen Christus lebendig erfahren werden kann. Zu diesen Quellen gehört nicht nur die Eucharistie, sondern auch das Wort Gottes, der Nächste, das gelebte Kreuz, die geistliche Beziehung zum kirchlichen Amt, das Leben in der *Communio* des Leibes Christi — also die gelebte Glaubensgemeinschaft der Kirche.

Ich habe den Eindruck, mit der Frage nach den Quellen für die geistliche Dimension unseres Apostolats kommen unsere Überlegungen zur Zukunft des organisierten Laienapostolats in die entscheidende Phase. Unser gemeinsamer Weg in die Zukunft stellt uns vor die Frage nach unserer Bereitschaft und Fähigkeit zu geistlicher Weggemeinschaft. Die Verantwortung der Laien für Kirche und Gesellschaft, also unsere Verantwortung, verlangt unübersehbar nach überzeugender geistlicher Begründung und Vertiefung. Hier sind wir in den kommenden Jahren besonders gefordert. Die Frage nach der Zukunft des Laienapostolats bleibt somit eine Frage an uns selbst, an unser Vermögen, Salz der Erde zu sein. Denn — so lautet die Frage bei Matthäus 5,13 — „wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten.“ (Mt. 5,13) Ich wünsche dem Diözesanrat Köln (und das gilt auch für die Laienarbeit in der Militärseelsorge und dort besonders der GKS. Die Redaktion) in diesem biblischen Sinn eine gesalzene Zukunft!

Krankenwallfahrt

Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes

Annelore Trost

Innerhalb der großen Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes gibt es seit zwanzig Jahren eine Besonderheit, das ist die Wallfahrt Schwerkranker, die als Soldaten, Angehörige oder Zivilbedienstete der Bundeswehr zuzurechnen sind.

Durch Spenden ermöglichen Soldaten, die als Pilger in Lourdes waren, ihren kranken Kameraden bzw. Angehörigen diese Wallfahrt. Unterstützt werden die Soldaten durch eine Gruppe fachkundiger Ärzte, Schwestern, Pfleger und Helfer. Viele von ihnen gehören der Bruderschaft der „Hospitalité de Notre Dame d'Armée (HNDA)“ an, in der sie sich feierlich verpflichtet haben, durch ihren jährlichen Dienst kranken Angehörigen der Streitkräfte die Wallfahrt nach Lourdes zu ermöglichen. Dafür opfern sie oft genug einen Teil ihres Urlaubs. Für die Kranken bedeutet das vom Anfang bis zum Ende der Wallfahrt unermüdliche und zuvorkommende Hilfe. — Das Betreuerteam trifft sich seit zwanzig Jahren kaum verändert bei der Soldatenwallfahrt mit einer Begeisterung zum selbstlosen Dienst an den Kranken, die nicht ab-, sondern zunimmt.

Bei so viel Idealismus kann auch die Bundeswehr nicht beiseite stehen. Sie führt mit einer Transall und deren Crew den nicht ganz einfachen Transport durch.

Etwa vierzig Kranke aus allen Standorten oder Bundeswehrkrankenhäusern können so jedes Jahr mit in Lourdes sein. Sie kommen mit den verschiedensten Gebrechen, zumeist in Rollstühlen oder mit Krücken. Ich kann nur sagen: Ich hatte das Glück, als Behinderte dabei zu sein.

Denn aus der Sicht eines Schwerkranken oder Schwerbehinderten ist die Wallfahrt nach Lourdes vom ersten bis zum letzten Augenblick ein gutes und ungewöhnliches Ereignis, weil dabei etwas geschieht, das auch zum „Wunder“ von Lourdes gehört: die Kranken sind die in jeder Beziehung Bevorzugten!

Am Donnerstag, dem 21. Mai, kommen wir, die Kranken aus dem Westen unseres Landes zum Militärflughafen in Köln/Wahn. Frau Groß, das ist zugleich Schwester Marianné vom Malteserhilfsdienst, begrüßt mit einigen Betreuern die einzelnen so, daß man nur sagen kann: sie nimmt jeden in ihre Obhut. Frau Groß hat ihren Arbeitsplatz im Katholischen Militärbischofsamt. Schon seit Monaten hat sie diese Wallfahrt vorbereitet. Sie weiß um den Zustand eines jeden und seine speziellen Bedürfnisse. So auch der ärztliche Leiter der Wallfahrt, Oberfeldarzt Dr. Hofmann aus Koblenz. Seine Erfahrung und Gelassenheit verbreiten Ruhe und helfen das Reisefieber, große und kleine Probleme in Nichts aufzulösen.

Pünktlich schwebt die Transall ein. Sie kommt von Hohn und bringt die Kranken und Betreuer aus dem nördlichen Bereich mit. — Herzliche Wiedersehensfreude im Betreuer-

team. Da ist Stabsarzt Nowak vom Bundeswehrkrankenhaus Hamburg und Hauptbootsmann Bechtel, Kiel, „die Mutter der Kompanie“. Seit ein paar Jahren gehört auch Pater Schröder, verständnisvoller Krankenhauseelsorger der Bundeswehr in Hamburg, dazu. — Nun werden wir mit Umsicht in die Maschine gebracht — gestützt, geführt oder getragen. Bei einer Zwischenlandung in Landsberg nehmen wir die Teilnehmer und Betreuer aus Süddeutschland auf. Es sind zwei schwerkranke Kinder von 6 und 15 Jahren dabei. Auch unser Dolmetscher, Hauptfeldwebel Dörle, kommt an Bord. — Während des Fluges werden wir mit Aufmerksamkeit, die auch aus Süßigkeiten, Obst, Kaffee und Lufthansamenue besteht, bedacht. Wir empfinden die Transall nicht als ganz so kalt, so eng und unbequem, wie sie nun einmal ist, weil der Frohsinn der Schwestern und Pfleger ansteckend wirkt. Er lenkt manchen Kranken und Schwerbehinderten von seinem mühseligen, oft schmerzhaften Tageslauf ab.

Am frühen Nachmittag landen wir in Tarbes, dem Flughafen von Lourdes. Südliche Wärme kommt uns entgegen. Zusätzliche Hände von Hilfsbereiten des HNDA aus Lourdes packen beim Ausladen und Transportieren mit zu. Schnell sind wir mit Bussen in „unserem“ Krankenhaus, dem Accueil St. Bernadette, das modernste in Lourdes: sehr einfach, jedoch ganz zweckmäßig. Es zählt 350 Betten und ist ständig international belegt.

Im Krankenhaus erwartet uns Schwester Assunta, Baronin von Ketteler-Fürstenberg; sie leistet ihre „stage“ in der HNDA jedes Jahr zur Zeit der Soldatenwallfahrt. Während unserer Anwesenheit gehört Schwester Assunta zu unserem Betreuerteam.

Es fällt nicht schwer sich einzugewöhnen und zurechtzufinden, Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit sind einfach allgegenwärtig. — Noch am gleichen Abend können wir die Grotte, das Herzstück von Lourdes, besuchen. Für die Kranken ist es in milder Abendluft nach den Anstrengungen des Fluges auch eine kleine, erholsame Spazierfahrt. Der Ausflug ist möglich, weil sich aus den Pilgerzügen genügend Soldaten gemeldet haben, die als „Pferdchen“ bereit sind, jeden Kranken, der nicht laufen kann — es sind die meisten — in einer der praktischen, blauen „Lourdesrikschas“ zu jeder Veranstaltung vom Krankenhaus abzuholen und wieder zurückzubringen. Sie sind auch außerhalb des offiziellen Programms bereit, einen Kranken nach seinen eigenen Wünschen irgendwohin zu fahren. Mit Freude haben einige hundert Soldaten diesen Dienst übernommen, damit wir Kranken überall dabeisein können. — Bernd, Michael, Toni, Andreas, Manfred und Peter hießen meine „Pferdchen“, ich werde sie nicht vergessen.

Mit Lourdes verbindet sich für mich ebenso unvergeßlich die Erfahrung von Frieden: 18000 Soldaten aus sechzehn Nationen feierten am Freitagabend in der unterirdischen Basilika Pius X. in aller Eintracht ihre Zusammenkunft sowohl in Andacht und Stille wie mit tosender Begeisterung. Ein bewegendes und ermutigendes Erlebnis.

Am Samstagmorgen nahmen wir am großen Kreuzweg teil. Jede Gebetsgruppe der Soldaten mit ihrem Pfarrer, auch die Gruppe des Militärbischofs, nahmen zwei Kranke auf einfachen Tragen mit. Jeder Kranke wurde von acht Soldaten, die sich untereinander abwechselten, von Station zu Station getragen. — Sicher war ich mir meiner Hilflosigkeit bewußt,

ich brauchte auch etwas Mut, um mich auf dem holprigen Weg bergauf-bergab meinen Trägern anzuvertrauen. Aber als wir gemeinsam an den Stationen beteten, wußte ich, daß mir nichts passieren konnte.

Gleich im Anschluß an den Kreuzweg feierte unser Militärbischof, Se. Exzellenz Erzbischof Elmar Maria Kredel, mit allen deutschen Soldaten die heilige Messe an der Grotte.

An diesem ausgefüllten, leider regnerischen Vormittag entstanden vor der Rosenkranzbasilika auch noch die Erinnerungsfotos aller 4300 deutschen Teilnehmer und der Krankengruppe. — Es war ein Vergnügen besonderer Art.

Der Samstagnachmittag stand zur freien Verfügung. Viele Kranke nutzten diese Zeit und ließen sich gern zu den Bädern bringen, um in das Wasser der Lourdesquelle einzutauchen.

Am Abend bei der großen Lichterfeier der Nationen auf der Esplanade trug jeder sein Licht. Stunden hindurch beteten wir singend nacheinander, jeder in seiner Sprache, und doch alle gemeinsam eines Herzens und eines Sinnes. Unvergessliche Stunden! Erst in der Nacht kehrten wir ins Krankenhaus zurück.

Lourdes ist ein wunderbarer Ort! — Obwohl wir Kranke viel Hilfe benötigen, in Lourdes wurden wir niemandem zur Last, sondern ständig umsorgt und immer als erste zu den besten Plätzen gebracht. Unsere Tage waren dicht gefüllt, dabei ganz ohne Hektik. — In Lourdes wird spürbar aus dem Frieden gelebt, nach dem die Welt sich sehnt. Wie wurden wir beschenkt und verwöhnt: Am Sonntag, dem letzten Tag der Wallfahrt, spielt das Heeresmusikkorps zu einem fröhlichen Mittagskonzert für die Kranken im Accueil St. Bernadette. Alle sind begeistert, einige tanzen!

Am Nachmittag besucht uns „unser“ Bischof. Bei der allgemeinen Begrüßung ehrt der Bischof Herrn Oberbootsmann Bechtel für seinen ungewöhnlichen Einsatz an den Kranken in den vergangenen zwanzig Jahren. Erzbischof Kredel besucht jeden Kranken an seinem Bett, kommt mit ihm ins Gespräch und beschenkt ihn zur Erinnerung — väterlich, herzliche Begegnungen.

Noch nicht genug, am Tag der Abreise feiert der Militärbischof mit uns Kranken und unseren Betreuern in der Frühe die Hl. Messe in der Krankenhauskapelle. Wir möchten danken, jedoch der Bischof dankt den Kranken für ihre Geduld. Er zeigt uns den Sinn des Leidens und unsere Aufgabe als Kranke an unseren Mitmenschen. Der Bischof macht uns Mut, diese Aufgabe anzunehmen. Dankbar erkennen wir, das ist die Möglichkeit, unseren Dank zu leben!

Abschied von Lourdes. Spontan singen wir auf der Fahrt zum Flughafen das Lourdeslied. — Wir haben einen guten Rückflug. — Herzlicher Abschied von den Betreuern, von der Gruppe. — Jeder geht in seinen Krankenalltag zurück — erleichtert, gestärkt und froher!

Aus GKS und PGR

Neuenahr-Ahrweiler

Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) Bad Neuenahr-Ahrweiler in Wien

Peter Groß

Zu einer Begegnungsreise mit der dortigen Arbeitsgemeinschaft katholischer Soldaten (AKS) Wien weilten der GKS Bad Neuenahr-Ahrweiler mit ihren Ehefrauen in Wien. Einem vierfachen Ziel sollte die Reise dienen, der Begegnung mit der Kirche, der AKS, den Menschen, der Stadt Wien.

Nach übereinstimmender, fast enthusiastischer Meinung aller Teilnehmer sind alle Ziele uneingeschränkt erreicht worden.

Die Begegnung mit der Kirche Wiens vollzog sich in dem eindrucksvollen Hochamt zum Fronleichnamsfest, das Kardinal König in Vertretung des in Rom weilenden Erzbischofs von Wien zelebrierte. Bei diesem Gottesdienst, dem die gesamte staatliche und kommunale Spitze Wiens beiwohnte, waren uns und den zahlreichen, meist wehrpflichtigen österreichischen Soldaten in Uniform, Plätze ganz vorn im Stephansdom zugewiesen. Dies war sicherlich eine ganz selbstverständliche Integration der Soldaten in die Kirche, wie sie in Deutschland wohl nur selten noch vorkommt.

Die Begegnung mit der AKS fand neben dem Fronleichnamsgottesdienst an einem Abend in einem Heurigenlokal in Perchtoldsdorf statt. Sie ergab eine Fülle gegenseitiger Informationen, Anregungen und neuen Freundschaften sowie auf Einladung der GKS die Möglichkeit eines Gegenbesuchs der AKS in Deutschland. Interessant waren insbesondere die unterschiedlichen Ausprägungen der Militärseelsorge in den beiden Ländern, mit einem eigenen hauptamtlichen Militärbischof in Österreich an der Spitze, während der Militärbischof der Bundeswehr, Erzbischof Elmar Maria Kredel, seine Funktion im Nebenamt ausübt. Zur Begegnung mit den Menschen Österreichs und der Stadt Wien mit ihren überreichen Sehenswürdigkeiten war daneben während dreier Tage reichlich Gelegenheit. Dank der hervorragenden Organisation der Reise durch Hptm Britten vom Materialamt des Heeres und der souveränen und wienerisch lockeren Betreuung und Führung in Wien durch Oberst Punz vom österreichischen Bundesministeriums für Landesverteidigung und seiner Gattin war es möglich, ein Höchstmaß an dem zu sehen und zu erleben, was Wien zu bieten hat.

Zwei wesentliche Erkenntnisse hat die Fahrt allen Teilnehmern gebracht:

- Internationale Begegnungen sind von unschätzbarem Wert;
- man müßte unbedingt noch mal nach Wien, dann aber länger.

Trostberg

Soldaten aus 16 Nationen pilgerten nach Lourdes

29. Internationale Soldatenwallfahrt unter dem Motto „Die Wahrheit wird euch befreien“

„Neben dem geistlichen Ereignis ist die Soldatenwallfahrt nach eine Mischung zwischen einer Heeresübung und einem Woodstockfestival“, betonte der militärische Transportführer des Sonderzuges VI aus München, Oberstleutnant i. G. Traßl nach ca. 28 stündiger Eisenbahnfahrt bei der Ankunft im Marienwallfahrtsort Lourdes.

Seit 1958 pilgern jedes Jahr Soldaten aus der ganzen westlichen Welt dorthin. Dieses Jahr trafen sich Soldaten aus 16 Nationen. Unter diesen ca. 18 000 Pilgern waren außer Europäern auch Pilger aus den USA, Kanada, Afrika und Korea mit dabei. Aus der Bundesrepublik Deutschland kamen 4333 Soldaten, mehr als in den letzten vier Jahren.

Das umfangreiche Programm, das eine Eröffnungsfeier, gemeinsame Eucharistiefeiern und Nacht des Gebetes ebenso enthielt, wie internationale Gesprächsrunden, ließ viel Freiraum, diesen Ort auf sich wirken zu lassen und mit Kameraden aus anderen Nationen zusammenzukommen. Gerade diese Verbrüderung, die über alle Sprach- und Ländergrenzen hinweg völlig spontan stattfand, zählte bei den meisten Pilgern zu den beeindruckendsten Erlebnissen.

Eine besondere Bedeutung haben in Lourdes die Kranken und ihre Beziehung zur Umwelt. Kranke deutsche Soldaten wurden mit Transallmaschinen eingeflogen, um auch an dieser Pilgerfahrt teilnehmen zu können. Liebevoll betreut trugen die Kameraden sie zu den einzelnen Veranstaltungen, z. B. dem Kreuzweg. Gleichsam als Botschaft konnte jeder Pilger nach vier allzu kurzen Tagen den Aufruf zur Nächstenliebe, zur Gemeinschaft mit nach Hause nehmen. Eine Gemeinschaft, die sich im gemeinsamen Gebet und in gemeinsam durchstandenen Strapazen untereinander gebildet und gefestigt hatte.

So herrschte die einhellige Meinung vor: „Diese Pilgerfahrt ist ein unvergeßliches, einmaliges Erlebnis, das ich nicht missen möchte.“

we.

Passau — Freyung — Regen — Pocking

Familienwochenende in Aschau/Chiemgau

Eduard Kufner

Vom 1.—3. Mai 1987 veranstaltete der Katholische Standortpfarrer Passau Alfred Hable mit PGR und GKS der Standorte Passau-Freyung, Regensburg und Pocking ein religiöses Familienwochenende im KAB-Familienerholungsheim Aschau im Chiemgau. Am 1. Mai am frühen Morgen begann die Fahrt in Richtung Chiemgau bei schönem Frühlingswetter. In Weibhausen Gasthof Alpenblick wurde eine Frühstückspause eingelegt. Hier gaben bei guter Fernsicht die Berggipfel des Chiemgaus bereits einen Einblick in diese wunderbare Gegend. Bei guter Stimmung wurde die Reise fortgesetzt, und wir erreichten vorbei am Chiemsee Aschau. Von satt grünen Wiesen umgeben, an der Prien, die in den Chiemsee mündet, liegt der malerische Ort Aschau an der Kampenwand. Das Gebirgsmassiv ragt zum Greifen nahe empor, und die Gipfel sind noch kräftig mit Schnee bedeckt.

Im Erholungsheim angekommen, wurden wir vom Original Bayrischen Heimwirt „Fritz“ in Lederhose herzlich begrüßt. Er gab uns gleich eine Einweisung in die Sehenswürdigkeiten des Chiemgaus. Nach einer kurzen Verschnaufpause und dem Mittagessen folgte ein „Leistungsmarsch“ entlang der Prien nach Sachrang. Hier befindet sich eine Ölbergkapelle, die der Sachranger Priester Johann Nunzinger im 16. Jahrhundert „gegen den Tirolerischen Gränzen“ erbaut hat. Sachrang ist zugleich der Geburtsort des Bayrischen Freiheitskämpfers Müllner Peter. Dort wirkte er als ländlicher Komponist und Organist. Nach einer eingehenden Besichtigung der Kapelle hielten wir mit Gebeten und Liedern einen Vesper-Gottesdienst. Müde und abgekämpft zurückgekehrt, wurde das Abendessen serviert. Gegen 19.30 Uhr sahen wir einen Lichtbildervortrag von Pfarrer Josef Rosenegger, Pfarrgemeinde Flintsbach (zwischen Rosenheim und Kufstein). Pfarrer Rosenegger, im Chiemgau geboren und seitdem dort lebend, kennt diese Gegend wie kein anderer. Zwischen Inn und Salzach, angefangen von Herren- und Fraueninsel/Chiemsee, Schlössern, Kirchen und Gebetsstätten, wurde in einem heiteren Vortrag jedem ein Einblick in diesen mit Sehenswürdigkeiten bestückten Raum gegeben. Nach einem gemütlichem Beisammensein mit Musik ging man müde zur Nachtruhe über.

Für Samstag den 2. Mai wurde ein ganztägiger Ausflug zum Chiemsee geplant. Bereits in den frühen Morgenstunden sah man die Sonne über die Berggipfel klettern, was im heurigen Jahr sehr selten passiert. Mit Reiseproviant ausgestattet, bestiegen wir den Bus in Richtung Prien/Chiemsee. Hier waren an diesem verlängerten Wochenende bereits die ersten Parkplatzschwierigkeiten. Menschenmassen strömten zu den Schiffen, um die beiden Chiemseeinseln zu erreichen. Im Gedränge erreichten wir Herrenchiemsee und nach einem halbstündigen Fußmarsch waren wir am Schloß, das von König Ludwig II. von Bayern erbaut wurde, angekommen. Beeindruckt vom Bauwerk und den Anlagen, folgte eine Schloßführung. Die Eindrücke über die Sehenswürdigkeiten konnte man den Teilnehmern an den Gesichtern ablesen. Nun gings per Schiff weiter zur Fraueninsel. Hier besichtigten wir die Romanische Basilika und die Torkapelle mit ihren wunderschönen Fresken und Wandmalereien. Ein eindrucksvoller Höhepunkt des Tages war der Besuch am Grab der seligen Irmengard von Frauenchiemsee, das sich hinter dem Hauptaltar der Basilika befindet. Die Stille des Gotteshauses lud ein zu persönlichem Gebet und geistlicher Besinnung. Die reich mit Votivtafeln bestückten Wände der Grabstätte zeugen von der gläubigen Verehrung der heiligen Irmengard. Nach einer Wanderung rund um die Insel fuhren wir zurück nach Prien und Aschau.

Abends hielt Militärpfarrer Alfred Hable als Vorbereitung für den Papstbesuch in München eine Andacht, die von den Kindern mitgestaltet wurde.

Am Sonntag den 3. Mai folgte der Höhepunkt des Wochenendes: „Teilnahme an der Seligsprechung von Pater Rupert Mayer durch den Heiligen Vater im Münchner Olympiastadion“. Bereits in den frühen Morgenstunden wurde die Fahrt von Aschau über Rosenheim nach München angetreten. Dort angekommen, ging es in Schlangen zu den Eingängen des Olympiastadions, um rechtzeitig die reservierten Plätze einzunehmen. Schon frühzeitig war das Stadion bis nahezu auf den letzten Platz gefüllt. Die Landung des Hubschraubers mit dem „Heiligen Vater“ wurde angekündigt. Papst Johannes Paul II. fuhr unter starkem Beifall eine Ehrenrunde, was die Besucher von den Plätzen riß. Nun begann der Gottesdienst. Erzbischof Kardinal Friedrich Wetter von München und Freising hieß den Heiligen Vater herzlich willkommen und bat ihn, Pater Rupert Mayer selig zu spre-

chen. In die Eucharistiefeier eingebettet, nahm Papst Johannes Paul II. die Seligsprechung vor. Pater Rupert Meyers Wirken in München, als Divisionspfarrer im Ersten Weltkrieg und seine Haltung im Dritten Reich wurden herausgestellt. Trotz Kühle und Nässe blieben alle Teilnehmer bis zuletzt im Stadion. Nach Beendigung der Eucharistiefeier wurde die Heimreise in die einzelnen Standorte angetreten. Dieses Familienwochenende mit so vielen Erlebnissen wird nicht so schnell in Vergessenheit geraten.

Fürstenfeldbrück

Von Gott erzählen...

Ute Daumann

75000 Kirchaustritte im Jahr 87 sowie eine Gottesdienstbesucherzahl von ca. 8–30%, das ist wahrhaft kein Grund in blühenden Optimismus auszubrechen.

Kath. Bildungshäuser — deren es ja nun eine große Anzahl gibt — verzeichnen zurückgehende Teilnehmerzahlen, dabei ist ihr Angebot breit gefächert und gut.

Ca. 80% der Besucher, die dieses Angebot annehmen, sind Frauen — ca. 20% Männer. Ein seltsam anmutendes Verhältnis.

Dabei muß erkannt werden, daß die Menschen von heute durchaus bereit sind, sich auf die Suche ihres Lebens zu begeben. Immer wieder gibt es neue Sekten, wo der einzelne Mensch total aufgesogen wird, und z. Z. New Age: sich einordnen in ein Ganzes. Fernöstlich ist außergewöhnlich gefragt. Und vieles mehr. Jesus hat seine Attraktivität erhalten, wird aber auch gerne Gandhi gleichgesetzt. Gott — der Frage öffnet man sich selten, denn was ist das für ein Gott der das Unglück in dieser Welt zuläßt. Die Kirche als Bewahrerin der frohen Botschaft, der beständigen Werte — ist diese, unsere Kirche auf der Verlierer-Seite? Der Bildungshunger und die Sehnsucht Gott auf der Spur zu bleiben, hält sich in Grenzen. Für manch regelmäßigen Sonntagskirchenbesucher ist die Predigt die einzige Möglichkeit Gottes Wort erklärt zu bekommen, sich mit dieser Botschaft auseinanderzusetzen. Unsere Kinder haben mehr Religionsstunden in ihrem Leben als andere Kinder in der Welt. Und dennoch, an den Lagerfeuern der heutigen Zeit, z. B. Kaffees, Gespräche mit Freunden oder Besuchern, im Beruf oder in der Freizeit, von Gott zu erzählen ist verpönt.

Was geschieht mit uns und unserer Religion und unserer Kirche?

36 Frauen aus den verschiedensten Standorten des Wehrbereichs VI trafen sich zum 20igsten Mal im Erxerzitienhaus in Leitershofen mit Pater Sokolowski, SJ, um sich auf die Suche nach Gott zu begeben. Für einige, die die Einladung mehr durch Zufall in die Hände bekamen, war es der letzte Versuch, den sie in ihrer Kirche wagen wollten. Sie haben den Auszug aus ihrer Kirche schon begonnen. Sie wollen es nun wieder wagen und konnten sich neu für ihren Glauben entscheiden.

Einsicht in das Wesen Gottes zu gewinnen, dieses Bemühen zog sich in heftigen Debatten unterschiedlicher Auffassungen und offenem Mitteilen wie ein roter Faden durch diese Zeit. Nach Gott suchen, bedeutet, das Urbild zu finden, dessen Abbild wir sind. Nicht

aufhören diesen Bemühungen nachzuspüren. Liebenswert zu werden, damit unsere Umwelt angesteckt werden kann, das soll unser Ziel sein. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn erhitzte die Gemüter bis in die späte Nacht hinein, ebenso wie die Frage: habe ich die wahre Liebe, wenn ich bei der Feindesliebe schon ins Stolpern gerate. Was sagt der Satz: Du sollst Gott, Deinen Herrn lieben aus ganzem Herzen, ganzer Seele und Deinen Nächsten wie Dich selbst. Die Feindesliebe war unser „Stolperstein“, doch P. Ivan gab uns eine verheißungsvolle Lösung. Korrekt übersetzt heißt der Satz: Einmal wirst Du Gott Deinen Herrn lieben . . . und Deinen Nächsten — also auch Deine Feinde. Das war Hoffnung für uns alle, die wir schon an unserer Liebefähigkeit zu zweifeln begannen. Tröstend und hoffnungsvoll wurde dann die Eucharistiefeier gefeiert.

Am nächsten Tag stellte uns P. Ivan die Bergpredigt als das Programm Jesus für die wahre Liebe vor. Sich unter den Ewigen stellen, sich nicht als Macho beweisen, mit den Trauernden mitleiden und mitfühlen können und liebevoll im Umgang mit jedem Nächsten sein, das ist der Weg, den zu gehen wir nicht scheuen brauchen.

Am letzten Tag nahm P. Ivan uns die Ängste vor dem Gericht Gottes, der unsere Mühen erkennt, unsere Fehler und Nachlässigkeiten. Er erinnerte an die Zusage Jesus an uns durch Seinen Tod.

P. Ivan (Prof. P. Dr. Ivan Sokolowski) hat in uns ein neues Licht angezündet. Ein Licht sollen wir sein und verbrennen für die Menschen, die uns brauchen — wie eine Kerze. Er tröstete uns, wenn unsere Kinder auch unseren Glauben nicht so sehr annehmen können: in Rußland war die Kirche 25 Jahre wie tot, nicht gute Geistliche und auch nicht gute Lehrer haben sie zum Leben erweckt. Die Großmütter haben wieder begonnen ihre Geschichte von und mit Gott zu erzählen, eine lebendige Geschichte. Ihre Enkel haben sie geglaubt, wie man ja heute weiß.

80% aller Suchenden in den Bildungshäusern sind Frauen, Mütter und werdende und seiende Großmütter — die Chance unserer Kirche?

Passau — Freyung — Regen — Pocking

Maiandacht in Heiligenbrunn

Eduard Kufner

Am 17. Mai 1987 um 14.00 Uhr wurde wie alljährlich in der Wallfahrtskirche Heiligenbrunn/Jägerwirth durch Militärpfarrer Hable die Maiandacht durchgeführt. Außer der katholischen Militärkirchengemeinde und der GKS-Kreise Passau, Freyung, Regen und Pocking sowie der zivilen Mitarbeiter der Bundeswehr und deren Familien, nahmen aus den umliegenden Pfarrgemeinden eine große Anzahl ziviler Gäste teil.

Bei herrlichem Wetter hielt Militärpfarrer Alfred Hable die Andacht. Die durch die Bläsergruppe des Gebirgspanzeraufklärungsbataillon 8 unter der Leitung von Hauptfeldwebel Grünzinger musikalisch umrahmten Maiandacht, sagte Militärpfarrer Hable in seiner Ansprache: „Die Kirche verehrt seit Jahrhunderten Maria als die Königin des Friedens. Sie hat den geboren, der als Friedensfürst die Geschehnisse der Welt lenkt. Wir Soldaten fühlen uns der Erhaltung des Friedens besonders verpflichtet; ihn zu schützen und zu wahren ist

unser Auftrag. Maria, die Königin des Friedens, möge uns dabei Helferin und Fürsprecherin sein.“

Durch schönes Wetter begünstigt, traf man sich zum anschließenden Pfarrfest im Freien im schön gestalteten Viereckhof Witzlinger in Mahd/Jägerwirth. Freundlich und herzlich wurden die Teilnehmer von der Familie Witzlinger empfangen. GKS-Sprecher Hauptfeldwebel Kufner begrüßte kurz die Gäste und erwähnte dabei namentlich den BtlKdr PiBtl 240 OTI Rohr und Herrn Absmeier vom DSKB Jägerwirth. Ferner dankte er der Familie Witzlinger für die Gastfreundschaft. Nun spielten die „Steinbach-Buam“ bewegte Klänge und es kam Stimmung auf. Bier wurde angezapft und Oberfeldwebel Kobes sorgte mit Ge grilltem für das leibliche Wohl. Mit Kaffee und Kuchen, der kostenlos von den Frauen des GKS-Kreises zur Verfügung gestellt wurde, dachte man auch an die Feinschmecker. Für die Kinder wurde ein eigenes Programm vorbereitet. Eingeteilt in Altersgruppen wurde an mehreren Stationen um Punkte gekämpft. Die Siegerehrung, bei der schöne Preise vergeben wurden, nahmen Militärpfarrer Hable und Pfarrgemeinderatsvorsitzender Major Weber vor.

Abends gingen dann alle in dem Bewußtsein nach Hause, einige schöne Stunden beim all-jährlichen Pfarrfest verbracht zu haben.

Bonn

Mit großer Freude wurde auf der letzten Exekutivausschuß-Sitzung vernommen, daß der Bundespräsident drei verdiente Mitglieder unserer Gemeinschaft für ihre besonderen Verdienste mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet hat.

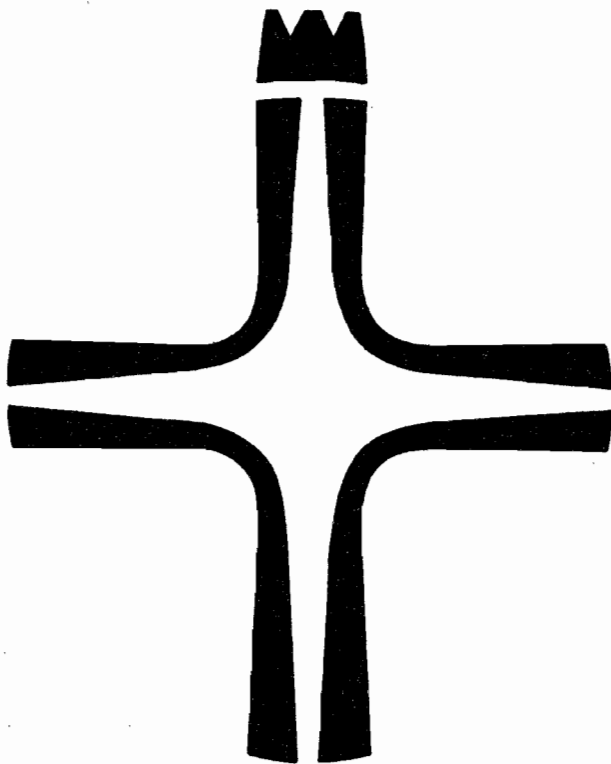
Ausgezeichnet wurden:

- Oberstleut Heinrich Havermann, der Vorsitzende der zentralen Versammlung und langjähriges Mitglied des Bundesvorstandes der GKS. Er hat seit Jahren dafür gearbeitet, daß der Soldat in unserer Kirche seine Heimat haben kann und daß die Gedanken der GKS zur Friedenssicherung und Friedensförderung in der Bundeswehr bekanntgeworden sind.
- Oberstleutnant Karl-Heinz Tenschert, seit 12 Jahren Vorsitzender der GKS im Wehrbereich III und Mitglied des Bundesvorstandes. Er hat in erheblichem Maße dazu beigetragen, daß die GKS in den Kirchlichen Gremien auf Orts- und Diözesanebenen integriert wurde. Sein Bemühen, den Weltfriedenstag zum gemeinsamen Jahresereignis für Ortsgemeinden und GKS zu machen, hat sichtbare Früchte getragen.
- Hauptbootsmann Günter Thye ist seit über 12 Jahren Vorsitzender des Bereiches See und Mitglied des Bundesvorstandes der GKS. Er hat wesentlich dazu beigetragen, daß zwischen katholischen Soldaten und den zivilen Gemeinden in der Diaspora enge Verbindungen geknüpft wurden. Durch seine Mitarbeit im Apostolat Militaire International hat er geholfen, die Beziehungen zu den internationalen Soldatenverbänden herzustellen und auszubauen.

Eine lange ehrenamtliche Tätigkeit und das Opfer an Freizeit um einer guten Sache willen, hat damit eine sichtbare Anerkennung gefunden.

Den Ausgezeichneten auch an dieser Stelle herzliche Gratulation.

H.F.



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.